

Universität Trier

Fachbereich I – Pädagogik

Postfach 3825

D-54286 Trier

FOREG

FORSCHUNGSSTELLE FÜR REGIONALE

JUGENDHILFEFORSCHUNG

Dr. Manfred Schenk

Tel. 0651-201 2375 (3147)

Fax. 0651-201 3941

e-mail schenk@uni-trier.de

www.uni-trier.de/~foreg

Jugendarbeit

Expertise für das Jugendministerium Luxemburg

Trier, November 1998

INHALT

1.	EINLEITUNG	3
2.	JUGEND IN DER POSTMODERNE.....	3
2.1.	STELLUNG DES JUGENDLICHEN IN DER FAMILIE.....	7
2.2.	JUGEND UND DIE KRISE DER ARBEITSGESELLSCHAFT	10
2.3.	JUGEND UND KONSUM	11
2.4.	JUGEND UND MEDIEN.....	12
2.5.	DIE BEDEUTUNG DER GLEICHALTRIGEN	13
2.6.	ARBEITS- UND FREIZEITORIENTIERUNG	15
2.7.	ZUSAMMENFASSUNG UND BEDEUTUNG DES WANDELS FÜR DIE JUGENDARBEIT.....	15
3.	AUSGEWÄHLTE THEORIEANSÄTZE DER JUGENDARBEIT	17
4.	ANGEBOTSFORMEN DER JUGENDARBEIT	20
4.1.	JUGENDVERBANDSARBEIT.....	20
4.1.1.	<i>Ehrenamt in der Jugendverbandsarbeit.....</i>	22
4.2.	OFFENE JUGENDARBEIT	26
4.3.	JUGENDHÄUSER.....	29
4.3.1.	<i>Das Jugendhaus im Spiegel der Jugendforschung.....</i>	35
4.4.	JUGENDHAUS ODER LOKALE JUGENDTREFFS?	40
4.5.	JUGENDBUDEN ALS FLEXIBLE UND MOBILE FORM DER JUGENDARBEIT	41
4.6.	MOBILE, AUFSUCHENDE JUGENDARBEIT.....	45
5.	BESONDERE ZIELGRUPPEN DER JUGENDARBEIT.....	46
5.1.	UNORGANISIERTE JUGENDLICHE ALS ZIELGRUPPE DER JUGENDARBEIT.....	46
5.2.	MÄDCHEN IN DER JUGENDARBEIT	47
5.3.	SOZIAL BENACHTEILIGTE JUGENDLICHE	51
5.4.	AUSLÄNDISCHE JUGENDLICHE IN DER JUGENDARBEIT.....	52
5.5.	LEBENSWELTEN JUGENDLICHER AUF DEM LANDE	53
6.	RESÜMEE.....	55
7.	LITERATUR.....	57

1. EINLEITUNG

Im Großherzogtum Luxemburg sollen zum Übergang ins nächste Jahrtausend die Weichen für die Jugendarbeit neu gestellt werden. Ziel dieser Umstrukturierung ist eine zielsichere und adressatenorientierte Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die sich sowohl an individuellen Bedürfnissen als auch an gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Zusammenhängen orientiert.

Im Rahmen einer Evaluation der luxemburgischen Jugendarbeit soll diese Expertise dabei helfen diese zu profilieren und Hinweise für Prioritäten bei den Förderungen liefern.

Als weiterer Schritt in diesem Prozeß der Veränderung soll die Expertise als Diskussionspapier die Grundlage für Workshops bilden, die 1999 mit Teilnehmern aus den an der Jugendarbeit beteiligten Ebenen, wie z. B. politische, planende, forschende, curriculare, berufspraktische, durchgeführt werden sollen.

Aus diesem Verwendungszweck ergibt sich folgende Vorgehensweise: Ausgehend von einer zunehmenden Europäisierung wird, immer mit dem Fokus auf Luxemburg, der gesellschaftliche Wandel im Übergang zur Postmoderne skizziert.

Es folgen die Lebensentwürfe und Problemlagen von Jugendlichen, die sich aus diesen Veränderungen ergeben. Die aktuellen Jugendtheorien werden auf der Grundlage der neueren deutschen wissenschaftlichen Fachliteratur dargestellt.

Perspektivisch für ein neues Konzept in Luxemburg lautet die zentrale Frage „Wen soll moderne Jugendarbeit wie bedienen?“

Unter diesem Aspekt werden, auf der Basis der Studie „Kinder und Jugendliche im Großherzogtum Luxemburg. Lebenslagen, Hilfsangebote und Perspektiven“ von Schenk/ Meyers, besondere Lebens- und Problemlagen Jugendlicher in Luxemburg ermittelt. In einer Gegenüberstellung von Lebenslagen und Bedürfnissen junger Menschen, und den Theorieauswirkungen auf die Praxis auf der anderen Seite, ergeben sich Überlegungen, in welche Richtung die Veränderung bzw. der Ausbau von bestehenden Angeboten sinnvoll ist.

Der Mangel an empirischen Daten war dabei permanent spürbar und aufgrund der dürftigen Datenbasis sind hier viele Fragen und Spekulationen aufgetaucht. Da jedoch zeitgleich der Bereich der Jugendhäuser in Luxemburg durch die IKAB evaluiert wird, kann sich aus der Zusammenschau dieser beiden Erhebungen eine gute Diskussionsgrundlage ergeben.

2. JUGEND IN DER POSTMODERNE

Die Jugend, wenn es sie denn gibt, läßt sich nicht isoliert betrachten, da sich Gesellschaft und Jugend in einem Verhältnis reziproker Konstituierung befinden. Die Ära der Postmoderne ist von Schlagworten wie Risikogesellschaft, Globalisierung, Erlebnisgesellschaft, Arbeits- oder Wissensgesellschaft etc. geprägt. In der Vielfalt dieser komparativen Charakterisierungen von Gesellschaft ist auch eine Entstandardisierung von jugendlichen Lebensverläufen eingeschlossen.

Ulrich Beck diagnostizierte schon 1986 in seinem Buch „Die Risikogesellschaft“ zwei Phänomene: die „*Pluralisierung der Lebenslagen*“ und die „*Individualisierung der Lebensführungen*“ (Beck 1986).

Die deutschen Pädagogen adaptierten Becks soziologische Analyse des gesellschaftlichen Wandels. In der pädagogischen Literatur werden besonders diese beiden Faktoren hervorgehoben, die zur Beschreibung der Lebenswelt Jugendlicher von Bedeutung sind.

Nach Böhnisch bedeutet die „*Pluralisierung der Lebenslagen*“, daß in „*unserer Gesellschaft inzwischen unterschiedliche und alternative Lebensentwürfe nebeneinander existieren*“ und es so auch „*unterschiedliche Jugendbilder und unterschiedliche biographische Optionen für die Jugendphase*“ gibt. Diese Entwicklung gibt den Jugendlichen und auch Erwachsenen „*mehr als früher die Möglichkeit, aber auch die Notwendigkeit, über die eigene Lebensgestaltung und einen individuellen Lebensentwurf persönlich zu entscheiden*“ (Böhnisch 1992, S. 92).

„*Individualisierung von Lebensführungen*“ bedeutet, Jugendliche können sich bei der Planung ihres Lebens nicht mehr ohne weiteres auf traditionelle Werte und Normen, wie Arbeitstugenden, Religion etc., stützen, sondern ihnen wird durch die Pluralisierung der Lebenslagen eine hohe Entscheidungskompetenz abverlangt. Böhnisch betont, daß es für Jugendliche „*keine gesellschaftlich anerkannten Lebensmuster (gibt), an denen sie sich orientieren und auf die sie zurückgreifen können*“ (1992, S. 156). Ähnlich geht es der Mehrzahl der Eltern, die für die Erziehung kein Muster finden, das gesellschaftlich anerkannt ist und an das sie sich anlehnen können (BMFSFJ, 1998, S. 297).

Pluralisierung und Individualisierung gehören zusammen, da in ihnen die beiden Dimensionen – die der gesellschaftlichen Strukturen und die der individuellen Formen – beschrieben werden.

Folglich wird der Bereich Kinder und Jugendliche notwendigerweise dann Gegenstand von Fach-, Politik- und Mediendiskussionen, wenn die gesellschaftlich eingeräumten Handlungsmöglichkeiten und die Regelung ihrer Folgen nicht zusammenpassen.

Die traditionelle Vorstellung geht von zeitlich normierten Lebensverläufen mit festgelegten Stationen aus: Schule mit Schulabschluß, Ausbildung, Beruf, Heirat, Kinder usw.. Auch die zeitliche Ausdehnung der einzelnen Phasen war mehr oder weniger festgelegt: kurze Kindheit und Jugend mit Ausbildung, langes Arbeitsleben, kurzer Ruhestand. Wie wir sehen werden, verändert sich aber gerade der Zeitraum der Jugend erheblich. Längerer Schulbesuch und damit verspäteter Eintritt in die Berufsausbildung bzw. Studium verschieben den Berufseintritt und damit die ökonomische Unabhängigkeit immer weiter nach hinten. Hinzu kommt die deutlich spätere Eheschließung.

Vor allem die Lebensentwürfe von Mädchen und Frauen haben sich stark gewandelt. Heute steht die Forderung nach einer qualifizierten Schul- und Berufsausbildung mit einer gleichberechtigten Ausübung von Beruf und damit Karriere im Vordergrund. Das Bild von männlichen und weiblichen Geschlechtsrollen ist in einer starken Entwicklung begriffen und erfordert somit eine erhöhte Anpassungsleistung von Mädchen und jungen Frauen, aber ebenso von Jungen und jungen Männern. Nicht nur Mädchen sind aufgefordert, einen doppelten Lebensentwurf (d.h. Familie und Beruf/Karriere müssen aufeinander abgestimmt werden) zu gestalten, sondern auch junge Männer müssen ihre traditionelle Rolle als „*arbeitender Brötchenverdiener*“ zusammen mit ihrer Partnerin überprüfen, aushandeln und verändern.

Aufgrund der erfolgten zeitlichen Ausdehnung der Jugendphase, aber auch aufgrund vieler heterogener Verhaltensweisen Jugendlicher erscheint es sinnvoll, Jugend nicht mehr als eine Übergangsphase von der Kindheit in das Erwachsenenalter zu sehen, sondern als eigenständige Lebensphase zu begreifen. Jugendliche und junge Erwachsene zeigen für diese Lebensphase typische Verhaltensweisen, die nicht nur als Vorbereitung auf das Erwachsenenleben inter-

pretiert werden können. Jugendliche haben inzwischen ausgeprägte eigene Gesellungsformen herausgebildet und dafür vielfältige kulturelle Ausdrucksformen entwickelt. Vershen mit einer beachtlichen eigenen Kaufkraft, treten sie heute als nicht zu vernachlässigende Konsumentengruppe auf. Der geschilderte Wandel bleibt nicht ohne Konsequenzen für die Angebote der Jugendarbeit aber auch für das Verhältnis von Jugendarbeiter und Jugendliche.

Auch kann sie nach Böhnisch nicht mehr als „psychosozialer Schonraum“ begriffen werden. Er spricht von einer „Entstrukturierung der Jugendphase“: *„Mit diesem Begriff ist vor allem gemeint, daß Jugend ... inzwischen mehr ist als nur festumrissener und geregelter Übergangstatus in die Erwachsenengesellschaft, gewährleistete und verlässliche Statuspassage von der Schule in die Berufs- und Arbeitswelt. Entstrukturierung meint aber nicht, daß Jugend verschwunden ist, sondern lediglich, daß sei ihre traditionelle Gestalt und Selbstverständlichkeit verändert hat, daß man heute nicht mehr so richtig weiß, wann sie anfängt und wann sie aufhört, daß es wohl mehrere Jugenden im Sinne jugendlicher Lebensformen gibt (Pluralisierung) oder gar, daß sich jede(r) Einzelne seine (ihre) Jugend selbst irgendwie zurechtbasteln muß.“* (Böhnisch 1992, S. 159)

Der 1998 in Deutschland erschienene (und wegen seiner die moderne Industriegesellschaft in Frage stellenden Thesen für viel Aufsehen sorgende) Zehnte Kinder- und Jugendbericht des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend stellt hierzu ernüchternd fest: *„Kinderfeindlichkeit wollen wir der Gesellschaft als gesamter nicht nachsagen, obwohl diese Charakterisierungen weithin erlebte Aspekte der gesellschaftlichen Haltung gegenüber Kindern widerspiegeln“* (S. 297). Der aktuelle Report über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland fordert in seinem Resümee eine „neue Kultur des Aufwachsens“, denn *„jedenfalls ist die Welt von Kindern und Eltern nicht mit einigen Nachbesserungen an bestehenden Regelungen und zusätzlichen finanziellen Mitteln in Ordnung zu bringen, sondern indem Sim, Handlungsmöglichkeiten, Beziehungen und Ausdrucksformen in ein stimmiges Verhältnis gebracht werden.“* Das Schaffen einer neuen gesellschaftlichen Kultur des Aufwachsens wird von der Kommission als Chance gerade dadurch gesehen, *„daß unsere Gesellschaft noch mehr Probleme hat, als 'nur' für den Nachwuchs, seine Fähigkeiten und seine Verantwortungsbereitschaft zu sorgen. Wandel der Arbeit und ihr Verhältnis zu Ausbildung, die gewollte und die zugemutete Freizeit, die Auflösung der Lebensphasen, der neu zu schließende Vertrag der Generationen, die schwindende Solidarität der gesellschaftlichen Gruppen, die Ungleichheiten in der Weltgesellschaft, die Zerstörung der Natur sowie die möglichen Eingriffe in Geburt und Tod sind längst nicht mehr mit dem herkömmlichen technischen und ökonomischen Instrumentarium zu lösen, sondern werfen mit zunehmender Radikalität Fragen auf, wie die Menschen dieser Welt miteinander leben wollen.“* (S. 298)

Diese globalen Problemlagen machen natürlich auch vor dem Großherzogtum Luxemburg nicht halt. Der gesellschaftliche Wandel von der Moderne zur Postmoderne wird mit einer wachsenden Optionsvielfalt von Lebensbereichen, Lebenswelten und Werthaltungen beschrieben. Konkret läßt sich der Wandel z.B. an folgenden Bereichen festmachen.

Veränderung von der Produktions- zur Dienstleistungsgesellschaft

Luxemburg hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg von einem Agrarland zu einem Dienstleistungsstandort für Europa (besonders für europäische Verwaltung und Banken) entwickelt. 1991 verteilte sich die aktive Bevölkerung folgendermaßen auf die verschiedenen Bereiche: 3% in der Land- und Forstwirtschaft, 25% im produzierenden Gewerbe, 25% im Handel und Verkehr und 41% im Dienstleistungsbereich (vgl. Schenk/Meyers 1997, S. 12). Damit hat sich Luxemburg vom armen Agrarland Anfang des Jahrhunderts zu einem der wohlhabendsten Länder in Europa entwickelt.

Für Jugendarbeit ergeben sich daraus Kompensationsaufgaben für diejenigen, die in diesem Anpassungsprozeß aufgrund ungünstiger Ausgangsbedingungen auf der Strecke bleiben.

Erosion klassischer Lebensentwürfe

Die postmoderne Gesellschaft ist durch eine zunehmende soziale Differenzierung und die Auflösung von klassischen Sozialisationsabläufen zugunsten einer Zunahme von individuellen Lebensverläufen gekennzeichnet. Der Begriff soziale Differenzierung bezeichnet die ungleiche Verteilung von Ressourcen, Positionen und Rängen. Dies ist auch in Luxemburg Realität, wobei hier davon ausgegangen wird, daß auch die soziale Ungleichheit als Form der sozialen Differenzierung erkannt und akzeptiert wird, solange sie nicht personell, ständisch oder klassenspezifisch festgeschrieben ist und bestimmte gesellschaftsspezifische Toleranzgrenzen überschreitet. Formen sozialer Ungleichheit werden in jenem schwer bestimmbar und politisch immer neu auszuhandelndem Gleichgewicht gehalten, in dem sie sowohl als Chance für den eigenen sozialen Aufstieg und das individuelle Leistungsvermögen wie als kompensierbar durch den Sozialstaat angesehen werden können (vgl. Schäfers 1990, S. 181f).

Mit der Zunahme von individuellen Lebensverläufen kommt es auch zu einer Zunahme unterschiedlicher Lebensstile und Identitätsentwürfe.

Eine Folge der sich abzeichnenden Mediatisierung vieler Lebensbereiche (besonders auch des privaten) und der sich dadurch verändernden Kommunikationsstrukturen ist die Erosion standardisierter jugendlicher Lebensphasen zugunsten einer breiten Jugend-Kulturen-Szene, die aus neuartigen sozialen Bezügen über TV, Internet und Video produziert werden. So entsteht zwar nach außen hin das Bild von Gruppen und Szenen, die sich über gleichen Kleidungsstil und Musikgeschmack definieren, der einzelne Jugendliche bleibt oft jedoch auch innerhalb einer solchen Szene oder Gruppe allein und isoliert.

Für Jugendarbeit ergibt sich die Aufgabe, den unterschiedlichen Lebensentwürfen Raum und Akzeptanz aber auch dem Individuum Orientierungshilfen zu geben.

Jugendszenen

Gerhard Schulze sieht die gemeinsame Erklärung solcher Szenen und sozialen Milieus: „*All diese kollektiven Konstruktionen entspringen der Suche nach Eindeutigkeit, nach Anhaltspunkten, nach kognitiver Sicherheit in einer zunehmend unübersichtlichen Situation*“ (Schulze 1997, S. 464).

Früh einsetzende Verselbständigungsprozesse sowie die Orientierung unter Gleichaltrigen fördern individuell ausdifferenzierte Lebensstile. Die fortschreitende Individualisierung ist jedoch keine freie Entscheidung des Individuums, sondern sie stellt eher einen sozialen Zwang dar. Der gesellschaftliche und ökonomische Anspruch zu sozialer und räumlicher Mobilität zwingt die Menschen in unterschiedlich ausdifferenzierte Lebenslagen. Diese Unterschiede manifestieren sich in unterschiedlichen Stilen, welche durch den hohen Lebensstandard und die sozialen Sicherungssysteme regelrecht unterstützt werden.

Trotz oder neben dieser Individualisierung existieren weiterhin soziale Großgruppen/Milieus, deren Mitglieder sich in einer Beziehungswahl konstituieren. Daraus ergibt sich das Charakteristikum, daß sich Jugendliche mit ähnlichen subjektiven und situativen Merkmalen (z.B. Lebensalter, Bildung, Wohn- und Beschäftigungssituation) in Milieus, die gleichzeitig auch identitätsstiftende Sozialräume bilden, zusammenfinden und sich gruppenspezifische Profile abzeichnen. Trotz vielfältiger Milieuvermischungen lassen sich bezugnehmend auf Ferchhoff (1993) und Lenz (1986), fünf jugendliche Lebensmilieus differenzieren:

- Religiös-spirituelle jugendkulturelle Szene: Sinnsuche im Religiös-Esoterischen, z.B. Okkultismus-Szene.
- Kritisch-engagierte Szene: i.d.R. besser gebildete Jugendliche mit hohem Verantwortungsbewußtsein, z.B. „Robin Wood“.
- Körper- und action-orientiertes Jugendmilieu: meist randständige Jugendliche mit eher niedrigem Bildungsabschluß; Konflikte oder Frust werden augenblicksorientiert und körperbetont ausgetragen, z.B. Bodybuilding, Streetball.
- Manieristisch-postalternatives Jugendmilieu: hedonistisch an Mode, Medien und Konsum orientiert; sog. MTV-Kids, Fun-Generation.
- Institutionell integrierte Jugendmilieus: meist sehr an Familien orientiert, verbringen ihre Freizeit in lokalen Vereinen und/oder Jugendverbänden, z.B. Pfadfinder, Musikverein (vgl. Homfeldt, Schulze, Schenk 1995, S.33f).

Aufgrund der Tatsache, daß in Luxemburg ca. 65% der Jugendlichen in Jugendverbänden organisiert sind, kann man davon ausgehen, daß die zuletzt genannte Szene auch hier sehr groß sein dürfte. Für diese Zielgruppe kann der Jugendverband nach wie vor die richtige Adresse sein, wenn diese Verbände dem Wandel der Lebenswelt der Jugendlichen Rechnung tragen und sie bspw. als in einer eigenständigen Lebensphase befindlich ansehen. (Ausführlicher hierzu das Kapitel: Jugendverbandsarbeit)

Dem Action-Bedürfnis der Jugendlichen kann auch in Luxemburg mit erlebnispädagogischen Anforderungen begegnet werden, denn sie kommen dem „*Bestreben vieler Jugendlichen, sich von ereignishaften Erfahrungen ganz gefangennehmen zu lassen und sie so intensiv wie möglich auszukosten*“ entgegen (Homfeldt 1993, S. 130). Das „*Abenteuerbedürfnis und das experimentierende Risikoverhalten von Jugendlichen, aber auch der Wunsch nach direkten Erfahrungen, ganzheitlicher Orientierung, nach körperlichem Erstreiten von Räumen*“ legt erlebnispädagogische Angebote nahe. (ebenda, S. 130, zit. nach Wiesner 1993, S. 16). Die finanziell besser gestellten Jugendlichen können dieses Bedürfnis über ein breites kommerzielles Action-Angebot befriedigen, seien es die Segel-Freizeit oder die Reiterferien (vgl. Kapitel: Erlebnispädagogischer Ansatz der Jugendarbeit).

Die Szene, die sich hauptsächlich über Spaß, Konsum und Mode identifiziert, benötigt regionalisierte Begegnungsorte, wo auch mal eine Fete steigt oder man sich einfach nur treffen kann, da die öffentlichen Räume durch Verkehrsdichte, zunehmende Verstädterung etc. für Jugendliche immer weiter reduziert werden und sie durch Mangel an Geschwistern und Berufstätigkeit beider Eltern verstärkt auf den Kontakt zu den Gleichaltrigen angewiesen sind (Homfeldt u.a. 1995, S. 30).

Für Jugendarbeit ergibt sich die Notwendigkeit, den Szenen Raum zu geben. Das setzt aber voraus, sie zu erkennen und sie mit adäquaten Angeboten z.B. in die Jugendhäuser zu holen.

2.1. Stellung des Jugendlichen in der Familie

Der Individualisierungsschub der letzten Jahrzehnte greift immer stärker in den Bereich von Familie, Ehe, Elternschaft ein und verändert dabei nachhaltig die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und den Generationen. Dadurch entsteht ein Spannungsfeld, in dem der Anspruch auf ein Stück eigenes Leben *und* die Sehnsucht nach Bindung, Nähe und Gemeinschaft erzeugt wird. Die Funktionsänderungen von Familie und die Pluralisierung der Formen des Zusammenlebens sowie die Änderung von spezifischen Rollen und Interaktionsformen sind die Charakteristika der Familie im Wandel.

Offensichtlich verliert die traditionelle Familie ihr Monopol, sie nimmt quantitativ ab und neue Lebensformen kommen auf und breiten sich aus. Es entstehen mehr Zwischen-, Vor- und Nachformen und machen so die Konturen der „postfamilialen Familie“ aus. (Beck-Gernsheim 1998, S.18f)

Die Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen in Luxemburg werden durch ihre Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Familienformen bestimmt. Auch in Luxemburg hat sich in dieser Beziehung ein Wandel vollzogen. Die „Krise der Familie“, von Calot beschrieben, manifestiert sich im Rückgang der Eheschließungen und in der Zunahme der Scheidungen.

Das Durchschnittsalter der Paare bei der Heirat steigt, ebenfalls das Alter der Mütter bei der Geburt des ersten Kindes. Immer mehr Paare leben in eheähnlichen Gemeinschaften und auch die Zahl der außerehelichen Geburten und die der Alleinerziehenden sind gestiegen, wenngleich sie im europäischen Vergleich eher schwach sind. Der Kinderwunsch scheint hier noch immer eine Ursache für die Ehe zu sein, wohingegen die materielle Notwendigkeit für die Frauen nicht mehr besteht.

Die dagegen angestiegene emotionale Bedeutsamkeit der Ehe- und Eltern-Kindbeziehung birgt jedoch auch ein höheres Risiko an Instabilität, das sich eben an den steigenden Scheidungsquoten zeigt. Da jedoch viele Geschiedene wieder heiraten, steht die Institution Ehe trotzdem nicht in Frage.

Der vorherrschende Familientyp ist mit 31,8% das Paar ohne Kinder, in ungefähr der Hälfte der Familien mit Kindern gibt es nur ein Einzelkind und in einem weiteren Drittel zwei Kinder (Schenk/Meyers 1997, S. 22f).

Die Abnahme der Kinderzahl in den Familien und die generelle Abnahme der Kinder in der Gesellschaft, die o. g. steigende Zahl der Ein-Personen-Haushalte und der kinderlosen Paare, kann eine „Verinselung“ der Kindheit mit sich bringen. Kinder und ihre Eltern werden mehr Anstrengungen unternehmen müssen, um mit anderen Kindern und Eltern in Kontakt zu kommen und zusammen zu sein.

Die Folge dieses Wandels in den Familienstrukturen ist auf der Intergenerationenebene eine erhöhte Anspruchshaltung an die „knappe Ressource“ Kind (Beck-Gernsheim 1998, S. 114), auf die sich als Einzelkind oder eins von zweien die hochgesteckten Zukunftshoffnungen, Ambitionen und Investitionen der Eltern konzentrieren.

Auch die Interaktionen zwischen Eltern und Kindern, bzw. Jugendlichen haben sich darauffolgend geändert. Der prominenteste Begriff zur Beschreibung dieses gewandelten Generationenverhältnisses in der Familie ist der *Verhandlungshaushalt* (Büchner u.a. 1998, S. 83ff).

Geht man von einem früher obligatorischen *Befehlshaushalt* mit autoritären Erziehungsbeziehungen aus, so ist das *Konstrukt des Verhandlungshaushaltes* eine Annäherung an die sich aus dem Individualisierungsprozeß ergebenden Handlungsalternativen.

Eine Reihe von Studien, die in den letzten Jahren in den Niederlanden und der BRD erschienen sind, stimmen darin überein, daß dort heutige Eltern-Kindgenerationen überwiegend in entspannten und kommunikationsoffenen Familienbeziehungen leben und sich der Befehlshaushalt als Gegenpol nicht nur als historisch überholtes Erziehungsmodell, sondern auch als weitgehend überholte Erziehungspraxis präsentiert. Es werden diesbezüglich fünf Varianten heutiger Generationenbeziehungen beschrieben, die sich bezüglich ihres Maßes an Selbständigkeit für die Kinder und der Balance zwischen den Geschlechtern und den Generationen unterscheiden:

- **der traditionelle Befehlshaushalt:** unausgewogene Balance zwischen den Geschlechtern und Generationen; eher selten;

- **der moderne Befehlshaushalt:** kommt noch häufiger vor; das Generationenverhältnis wird teilweise durch tradierte Normen und Verhaltensregeln bestimmt, in denen die Elternmacht überwiegt; moderne Lebensformen beeinflussen den Mikrokosmos Familie jedoch von außen;
- **der ambivalente Haushalt:** Eltern und Kinder sind ob der möglichen Verhaltensstandards und Verhaltensweisen unsicher, mal spielt das Kind die Macht aus, mal die Eltern;
- **der regel-orientierte Verhandlungshaushalt und**
- **der offen-situative Verhandlungshaushalt:** zwischen den beiden Typen des Verhandlungshaushaltes bestehen nur nuancierte Unterschiede. Kinder sind in beiden Formen gleichberechtigte Partner am Familiengeschehen und Konflikte werden von beiden Parteien gleichberechtigt durch Aushandeln gelöst. Zu diesen beiden Varianten zählten die meisten Familien. (Büchner u. a. 1998, S. 85f)

Das Verhältnis der luxemburgischen Jugendlichen zu ihren Eltern scheint nach Angaben der ILRES-Studie 1988 allgemein gut zu sein, wobei insbesondere die Beziehung zur Mutter aufgrund der Qualität der Kommunikation besser beurteilt wurde als zum Vater. Trotzdem wünschten sich die Jugendlichen für ihr eigenes Familienleben andere Gestaltungen, 1988 wollten nur noch 31%, daß die Frau zur Kinderversorgung zu Hause bleibt (gegenüber einer Realität von 67%!) und 20% dachten diese Rolle entweder Frau oder Mann zu. 64% der Jugendlichen erlebten ihre Eltern als nicht zu streng bis gar nicht strenge Erzieher, 25% wollen ihre Kinder nicht so streng erziehen und 15% wollen hingegen strenger sein als ihre eigenen Eltern.

Hinsichtlich der Erziehungsziele bevorzugen die Jugendlichen zum Teil andere Wertigkeiten als ihre Eltern: Auf den drei ersten Plätzen stehen bei beiden Gruppen Ehrlichkeit, gute Manieren und Höflichkeit/Freundlichkeit. Danach folgen - nach Annahme der Jugendlichen - bei den Eltern Sparsamkeit, Gehorsam und Fleiß, die von den Jugendlichen als eher unwichtig angesehen werden. Für sie zählen Selbständigkeit, Toleranz, Verantwortungsbewußtsein und starker Wille weit mehr (vgl. Schenk/Meyers 1997, S. 70f).

Diese Aussagen lassen vermuten, daß sowohl die Rollenverteilung als auch das Verhältnis Eltern - Kinder/Jugendliche von den Jugendlichen als eher traditionell und veränderungsbedürftig, weil nicht mehr zeitgemäß, angesehen werden. Bei diesen Einschätzungen und Aussagen ist der hohe Anteil ausländischer Familien von besonderer Bedeutung. Unter der Annahme, daß es in den hauptsächlich portugiesischen und italienischen Familien noch besonders traditionell zugeht, kann man spekulieren: Die Mehrzahl der luxemburgischen Mittelschicht-Familien wird in einem offen-situativen Verhandlungshaushalt ihre Kinder als gleichberechtigte Partner am Familiengeschehen beteiligen und Konflikte durch Aushandeln lösen. In der Mehrzahl der (wirtschaftlich schlechter gestellten) ausländischen Familien wird analog zum modernen Befehlshaushalt das Generationenverhältnis durch tradierte Normen und Verhaltensregeln bestimmt, in denen die Elternmacht überwiegt, die Jugendlichen aber versuchen, diese Traditionen zu verändern.

Für die Jugendarbeit bedeutet dies, Spannungen zwischen den Generationen zu antizipieren und dafür Aushandlungsstrategien zu vermitteln, aber auch beratend zur Seite zu stehen.

2.2. Jugend und die Krise der Arbeitsgesellschaft

Auf dem Hintergrund des Wandels zur postmodernen Gesellschaft ist die *Jugendphase* zu einer eigenständigen Lebensphase geworden, die u.a. bezogen auf das Arbeitsleben durch folgende Punkte charakterisiert ist:

- „gestiegene Anforderungen schulischen Lernens und der beruflichen Qualifikation in Verbindung mit verlängerten Schul- und Ausbildungszeiten“ (Schwarz, 1991, S.88).
- „Verzögerung des Eintritts in die Arbeitswelt und verlängerte Phase ökonomischer Abhängigkeit“ (ebd.).

Die Vorstellung von Jugend als Übergangsphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter ist obsolet geworden, da sich einerseits der gesellschaftliche Wandel und die Krise der Arbeitsgesellschaft massiv auf die Jugendlichen auswirkt und andererseits die eingangs beschriebene Entstandardisierung von Lebensverläufen lineare Übergänge von einer Lebensphase in die nächste diffus werden läßt. Beispielsweise waren 1994 europaweit Jugendliche und junge Erwachsene mit 21,2% doppelt so stark von Arbeitslosigkeit betroffen wie die Gesamterwerbsbevölkerung. *„Für viele Jugendliche beginnt nach der Pflichtschule ein Karussell aus Phasen der Arbeitslosigkeit, des unproduktiven Wartens und der De- und Requalifizierung. Vor allem bei den Modernisierungsverlierern mündet dies in einer Abwärtsspirale, weil sich vorausplanbare berufliche Perspektiven auf lange Sicht kaum noch entwickeln lassen, weil schon in der Phase der Berufsfindung allenfalls noch 'second-choice' Wahlen getroffen werden können“* (Walther u. a., in: Neue Praxis 3/97, S. 247).

Ausbildung und Beruf haben auch für Jugendliche neben der ökonomischen Sicherung und Unabhängigkeit die wichtige Funktion der Integration und Identitätsbildung. Ist jedoch der Zugang zur Erwerbswelt verwehrt, sind Probleme in dieser Lebensphase vorprogrammiert. Angesichts von Zukunftsunsicherheit als hervorstechendem Merkmal für die junge Generation in Europa (ebenda, S. 247) wird klar, daß ein Konzept von Jugend als Übergangsphase (wohin?) zu kurz greift und es gilt, die Entwicklung von Bedürfnissen im Blick auf eine systemische Integrität jugendlicher Subkulturen als Voraussetzungen einer Orientierung im Hier und Jetzt zu untersuchen (vgl. Krieger/Mikulla 1994, S. 102).

Die traditionelle Vorstellung geht von zeitlich normierten Lebensverläufen mit festgelegten Stationen aus: Schule mit Schulabschluß, Ausbildung, Beruf, Heirat, Kinder usw. Auch die zeitliche Ausdehnung dieser Phasen war mehr oder weniger normiert: kurze Kindheit und Jugend mit Schul- und Berufsausbildung, langes Arbeits- und Erwerbsleben, kurzer Ruhestand.

Doch gerade die Lebenswelt Jugend hat sich auch quantitativ enorm ausdifferenziert. Dazu trägt zum einen vor allem das späte Erreichen des Erwachsenenstatus bei, sowie die Verlängerung der Jugendphase ins dritte Lebensjahrzehnt, die sog. Postadoleszenzphase.

Längerer Schulbesuch und damit verspäteter Eintritt in die Berufsausbildung bzw. Studium (die Zahl der Abiturienten und Studierenden ist in den letzten Jahrzehnten stetig angestiegen) verschieben den ohnehin strukturell schwierig gewordenen Eintritt ins Erwerbsleben und damit die ökonomische Unabhängigkeit immer weiter nach hinten.

Zum anderen wird jedoch auch schon lange eine Ausdehnung der Jugendphase nach vorne in die nichtwissende Kindheit beobachtet, so daß hier Phasen entstehen, in denen kindliche Unselbständigkeit und Nichtverantwortlichkeit durch adoleszente Eigenverantwortung ersetzt wird, wie Zinnecker beschrieben hat (Büchner u.a. 1998, S. 113). Der Kult ums Kind, wie er heute vielfach in den gutsituierten Familien der modernen Industrienationen gepflegt wird, mag das seinige dazu beitragen.

Für die Jugendarbeit bedeutet dies, besonders den Verlierern am Arbeitsmarkt Aufmerksamkeit zu schenken. Qualifikations- und Orientierungsprojekte gehören in den Ländern mit ho-

her Jugendarbeitslosigkeit heute vielerorts zum Standardprogramm der Jugendarbeit besonders von Jugendhäusern. Zwar gehört Luxemburg zur Zeit noch zu den sehr begünstigten Ländern. Jedoch der starke Anstieg in den letzten Jahren deutet daraufhin, daß die Globalisierung des Wirtschaftslebens aber auch eine Globalisierung der gesellschaftlichen Problemstellungen mit sich bringt. Hier frühzeitig Konzepte innerhalb der Jugendarbeit zu entwickeln, könnte eine zu ziehende Konsequenz für Konzepte der Jugendarbeit besonders von Jugendhäusern sein.

2.3. Jugend und Konsum

Die Marktanbieter haben sich auf den Adressatenkreis Jugendliche eingependelt und sogar von der „Jugend als Gewinner des gegenwärtigen Gesellschaftstrends“ (Becker 1993, S. 169-177) ist die Rede. Dieser Gesellschaftstrend wird seit 1992 unter dem Schlagwort „Erlebnisgesellschaft“ zusammengefaßt (Schulze 1992). Durch sie hat Jugend eine erhebliche gesellschaftliche Aufwertung erfahren. So schreibt Becker (1993, S. 174): „*So wie nichts erfolgreicher ist als der Erfolg, so können die typischen Merkmale der Jugendlichkeit: dynamische Aktivität, Spannkraft, Expressivität, Spontaneität, körperliche Selbstinszenierung und körperliche Fitneß von niemandem besser dargestellt und interpretiert werden als von der Jugend ... Diese Wertsteigerung führt dazu, daß der Körper und seine sportlich-virtuose Darstellung und ästhetische Formung zu einer Art gesellschaftlicher Leitwährung werden.*“

Die Wendung in die subjektbestimmte Erlebnisorientierung ist einerseits durch die Individualisierung ermöglicht worden und hat andererseits gleichzeitig durch den Konsum soziale Großgruppen bzw. Milieus ermöglicht. Z.B.: „*Kinder und Jugendliche sind zu einem wichtigen Adressaten des Konsumgütermarktes geworden*“ (Homfeldt/Schenk, 1995, S.11). Aber auch: „*Jugend spricht über sich selbst durch die Dinge, mit denen sie sich umgibt, und das vielleicht sogar ehrlicher als in Interviews mit Psychologen und Pädagogen. Die meisten Nicht-Jugendlichen haben nur verlernt (oder es nie beherrscht), die Jugend zu verstehen, ihre Sprache zu sprechen.*“ (Janke/Niehues 1996, S. 8)

Mode, Accessoires und Styling sind als elementare Lebensäußerungen der jugendlichen Identität zu betrachten. Kleidung ist Statussymbol und Status wird heute durch ideelle Werte erreicht. Der höchste Wert in den 90er Jahren ist *cool* zu sein. *Cool* ist nur, wer die richtigen Sachen trägt, die Sachen, die von *korrekten* Labels stammen. Mit der Mode wird ein Stück Ideologie gekauft und die Jugendmode wird damit zur Visitenkarte der eigenen Person (ebenda, S. 66). Die wichtigste Zielgruppe der Werbung und auch der Medien sind infolgedessen die Jugendlichen. Dabei ist nicht nur die eigene Kaufkraft der Jugendlichen von Bedeutung, sondern z.B. sind die sogenannten „Skippies“ (School Kids with Income and Purchasing Power) auch eine gefragte Zielgruppe, weil sie die Kaufentscheidungen ihrer Eltern deutlich beeinflussen. (ebenda, S. 27). Egal, ob das Programm unzähliger verfügbarer Fernsehsender, das Schönheitsideal, die Mode, die Musik, die Ästhetik der Werbung, all dies wird entscheidend von der Jugend inspiriert, was die Soziologen Puerilismus nennen.

Da Luxemburg zu einem der wohlhabendsten Länder der Welt zählt, sind diese beschriebenen Phänomene mit Sicherheit auch hier (möglicherweise besondere) Realität. Wie an anderer Stelle bereits angeführt, ist das verfügbare Haushaltseinkommen, also das Lebensniveau in Luxemburg von 1985 auf 1992 um 48% gestiegen, wobei die Haushalte mit einer Größe von drei oder fünf Personen in dieser Zeitspanne, besonders aber von 1991 bis 1992, den größten Zuwachs des Lebensniveaus verzeichnen konnten. Hinter dieser Personenzahl stehen wahrscheinlich die Familien mit einem bis drei Kindern. Ursache dieser Verbesserung ist die Steuerreform, die am 1. Januar 1991 in Kraft trat und insbesondere einen allgemeinen Vorteil für

Familien und insbesondere für Familien mit einem einzigen Einkommen und im Haushalt lebenden Kindern mit geringem oder hohem Einkommen hatte (vgl. Schenk/Meyers, 1997, S. 33f).

Auch in Luxemburg klafft jedoch die Einkommensschere immer weiter auseinander: Während das Lebensniveau der Haushalte von 1985 bis 1992 also um 48% gestiegen ist, hat sich die Verteilung des verfügbaren Einkommens, das nach wie vor entscheidend ist für die Teilhabe an Bildung, Kultur und Konsum, auf die verschiedenen Haushalte zu Lasten der Haushalte mit bescheidenem bzw. mittlerem Einkommen verschoben. Der Anteil mit geringem bzw. mit hohem Einkommen ist dagegen gestiegen. Das bedeutet für einen großen Teil der Jugendlichen in Luxemburg, daß sie an dieser Konsum- und Erlebnisorientierung nur sehr eingeschränkt teilhaben können. Für die Konzeption der Jugendarbeit hat diese Tatsache erhebliche Bedeutung, wie weiter unten bei den Adressaten dieser Jugendarbeit ausgeführt wird. Kinder sind auch hier ein Armutsrisiko, denn Alleinerziehende und kinderreiche Familien besitzen auch in Luxemburg die geringste Kaufkraft (vgl. Schenk/ Meyers 1997, S. 33f).

Für die Jugendarbeit stellt sich einerseits die Umgangsfrage mit Konsum andererseits muß sie aber auch den Gruppen, die ökonomisch nicht an der „Erlebnisgesellschaft“ teilnehmen können, Ressourcen zur Verfügung stellen. Anzunehmen ist, daß dieser Personenkreis steigen wird. Darauf deutet die in Luxemburg spürbar zunehmende Verschuldung der Haushalte hin.

2.4. Jugend und Medien

Kindern und Jugendlichen steht heute ein nicht mehr zu überschauendes Angebot vielfältigster Medien zur Verfügung und diese „fast totale Mediatisierung“ hat somit Einfluß auf ihre Erfahrungs- und Lebenswelt. Direkte, unmittelbare Kommunikation und reale, soziale Erfahrung wird immer häufiger durch moderne Medien ersetzt. Niklas Luhman prägte in diesem Zusammenhang den Ausdruck „Leben aus zweiter Hand“.

Kinder und Jugendliche erleben sich heute im Spannungsfeld gegensätzlicher Erwartungen: Zukunftsorientierte Ideale, bei aktuellem Bedürfnisaufschub und Verzichtsbereitschaft, wie sie vor allem von der Institution Schule vermittelt werden, widersprechen den von den Medien vermittelten hedonistischen Idealen wie „Gegenwartsorientierung, Spontaneität und genießen im Hier und Jetzt“ (Krafeld 1992, S. 24).

Ohne Massenmedien wäre eine Jugendkultur, die über einzelne Städte oder sogar Länder hinausgeht, undenkbar. Denn sie transportieren die Symbole der Jugendkultur und sorgen dafür, daß diese sich verbreiten und zum gemeinsamen Standard bestimmter jungen Szenen werden. Massenmedien lassen überregionale Jugendkulturen also erst entstehen, wählen aber gleichzeitig durch ihre „Gatekeeper-Funktion“ aus. Denn nur was über die Medien transportiert wird hat eine Chance, sich durchzusetzen. Ganz im Trend der Globalisierung himmeln die Jugendlichen auf der ganzen Welt die gleichen Popidole an und gleichen ihr Freizeit- und Konsumverhalten einander an. Bekannte Beispiele sind „Tamagotchi“ oder „graffiti“ (Janke/Niehues 1996, S.34f). Dies schafft Identität und gemeinsame Abgrenzung gegen die Welt der Erwachsenen.

Die Nutzung dieser Medien hängt natürlich wesentlich von den verfügbaren finanziellen Ressourcen der Jugendlichen bzw. den lokalen Möglichkeiten oder ihrer Mobilität ab. Während der Fernseher wohl nahezu in jedem Haushalt den Jugendlichen zur Verfügung steht, sieht es bei Computer und Internet noch anders aus. Da aber insbesondere diese Medien im Hinblick auf eine Qualifikation im Berufsleben von großer Bedeutung sind, ist es wichtig, in der Jugendarbeit solche Defizite und Ungleichheiten anzugehen und Jugendliche durch beispiels-

weise Computerkurse oder lokale bzw. mobile Internet-Cafes in diese Medienwelt zu integrieren. Denn auch die Schulen sind in Luxemburg zur Zeit noch nicht so weit ausgestattet, daß sie diese Integrationsfunktion übernehmen könnten.

Für die Jugendarbeit stellt sich die Aufgabe, die notwendige Medienkompetenz zu vermitteln. Besonders darf sie an den neuen Informationstechnologien, denen eine Schlüsselfunktion zukommen wird, nicht vorbeigehen.

2.5. Die Bedeutung der Gleichaltrigen

In der aktuellen Literatur zur Sozialisationsforschung wird immer wieder die große Bedeutung der *peers* hervorgehoben. „*Junge Menschen verbringen immer größere Lebensanteile unter Gleichaltrigen, während in generationsübergreifenden Zusammenhängen verbrachte Lebensanteile stark zurückgehen*“ (Krafeld, 1992, S.19).

Die vielfältigen und vielbeschriebenen Jugend-Szenen, Cliques, fangen den Funktionsverlust der Elterngeneration und der Geschwister auf. Sie differenzieren sich immer weiter aus und haben die Bedeutung von sozialen Netzwerken.

Als 'eine Art sozialen Durchlauferhitzer' für Heranwachsende sieht Mechthild Schäfer, Biologin am Psychologischen Institut der Universität München, die Gleichaltrigengruppe an: „Kinder durchleben in diesen hochkomplexen Gebilden alle Intensitätsgrade von Beziehungen. Es ist die Gruppe, die ihnen mit der Zeit immer größere Felder eröffnet... Dabei ist, in allen Altersstufen, Gemeinsamkeit der Wert, der verbindet“ Die Peer-Gruppe bietet andere Lernbedingungen. Denn hier herrscht wohlthuende Symmetrie; ...“ schreibt selbst der SPIEGEL in seinem Titelbericht im November 1998 „Ist Erziehung sinnlos?“ Wissenschaftler, hauptsächlich Naturwissenschaftler und Psychologen, äußern sich zum immer stärker werdenden Einfluß Gleichaltriger auf Kinder und Jugendliche und den gleichzeitig schwindenden ... bzw kaum vorhandenen Erziehungseinfluß der Eltern.

Die Autoren Janke/Niehues bezeichnen die jugendlichen Szenen gar als die Gesellschaftsordnung der 90er Jahre:

„Die Bedeutung dieser Szenen kann kaum überschätzt werden.... Sie ordnen eine immer unübersichtlicher werdende Welt in homogene Sinnsysteme, die dem Einzelnen Orientierung geben in einer komplexer werdenden Gesellschaft, in einer immer größeren Vielfalt der Werte-, Konsum- und Lebensstilangebote... ..Persönliche Orientierungen des einzelnen werden innerhalb solcher Szenen ausgebildet...Erst das Erkennen des Unterschieds zu anderen führt überhaupt zur Wahrnehmung der eigenen individuellen Existenz. Und das Wahrnehmen der anderen, etwa auch gegensätzlichen Szenen führt entsprechend zur Wahrnehmung und Ausbildung der eigenen sozialen Existenz“ (1994, S. 20).

Lothar Böhnisch unterscheidet hingegen streng gruppensoziologisch die Begriffe Clique und Szene: Mit *Clique* bezeichnet er einen relativ offenen, aber lokal begrenzten Gleichaltrigenkreis (sozialpädagogisch peer-group), der sich um immer wieder neue und wechselnde Aktivitäten zusammenfügt, sonst aber keine so feste und dauerhafte Gegenseitigkeits- und Führungsstruktur hat, wie die geschlossene Gruppe. Offen und überregional sind dagegen die *Szenen* angelegt, die sich um verschiedene Musik- und Lebensstile bilden und an denen sich auch Gruppen und Cliques orientieren können (1997, S. 141).

Die 12. Shell-Jugendstudie sieht in den jugendkulturellen Stilen die Veränderung einer in Krisen geratenen Gesellschaft widergespiegelt. Die Inhalte dieser Kulturen sind ebenso eklektizistisch, schnelllebig und diffus wie die modernen Gesellschaften selbst, haben aber eine wichti-

ge Funktion der Abgrenzung gegen die Kultur der Erwachsenen (vgl. Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.) 1997, S. 20).

In einem Vergleich einer Befragung von 1962 und 1983 konnten Allerbeck und Hoag (1985) aufzeigen, daß heute sehr viel mehr Jugendliche sich als Mitglied einer informellen Gruppe bezeichnen als noch 1962. Damals gaben lediglich 16% - gegenüber heute fast 57% - an, daß sie einer solchen informellen Gruppe von Jugendlichen angehören.

So sind solche informellen Gruppen, Freundeskreise und Cliques sicherlich in besonders ausgeprägter Form für Kommunikation unter Gleichaltrigen, für lockeres und unspezifisches Zusammensein, für Ausgeh- und Freizeitkultur bedeutsam. Jugendliche erhalten in solchen Gruppen zahlreiche Möglichkeiten, mit der eigenen Persönlichkeit und mit dem eigenen Lebensentwurf zu experimentieren und damit auch Prozesse der Identifikationsfindung zu bewältigen. Sie haben so die Möglichkeiten, dies in der Gleichaltrigengruppe in eigener Regie und in der Nutzung eigener Ressourcen zu tun und dabei auch verinnerlichte Zwänge in Frage zu stellen.

Dazu gehört beispielsweise auch, daß gerade in solchen Gruppen von Gleichaltrigen Solidarität, Gleichheit und gleichgewichtige, nichthierarchische Beziehungen eingeübt werden können. So kann die Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen in modernen Gesellschaften als ein wesentliches, notwendiges und sinnvolles Moment in der Bewältigung des Übergangs in ein Erwachsenenleben interpretiert werden.

Diese insgesamt positive Einschätzung solcher Freiräume und Möglichkeiten, die sich für Jugendliche durch eine Peer-group-Orientierung ergeben, darf natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß in Handlungsräumen, die durch den Bedeutungsverlust traditioneller Sozialisationsmilieus für Jugendliche gekennzeichnet sind, auch erhebliche Gefährdungspotentiale für einzelne Gruppen von Jugendlichen entstehen können.

So wird beispielsweise in einer Reihe von Jugendstudien darauf hingewiesen, daß Videokonsum in erheblichem Umfange von den jeweiligen Peergroups abhängig ist. So konnte in einer groß angelegten repräsentativen Jugendstudie nachgewiesen werden, daß Jugendliche und junge Heranwachsende eher weniger als andere Altersgruppen TV- und Videokonsum angeben. In bestimmten Gruppen aber, vor allem bei denjenigen mit geringen Bildungs- und Berufsqualifikationen, mit wenig ausgeprägtem kulturellen Interesse und einer starken Orientierung an der Privatsphäre, ist ein relativ hoher TV- und Videokonsum nachweisbar.

Ausgedehnte Spiele an Videogeräten, speziell bei sozial benachteiligten Gruppen mit eingeschränkten Bildungs- und Berufsaussichten, könnten also auch ein Hinweis auf ein bedenkliches Kompensationsverhalten sein, bei dem die Freiräume, die in der Peer-Orientierung liegen, in höchst problematischer Weise genutzt werden.

Auch die Studie von Schenk/Meyers „Kinder und Jugendliche im Großherzogtum Luxemburg“ zeigt die große Rolle der Gleichaltrigen als wichtigste Bezugsgruppe von luxemburgischen Jugendlichen auf. 1992 gaben 65% der Schüler an, einer informellen Gruppe (Clique) anzugehören. Daneben sind 62-65% der Jugendlichen in einem Verein, mehr Jungen als Mädchen, mehr luxemburgische als ausländische Jugendliche (1997, S. 69f.).

Für die Jugendarbeit bedeutet dies die Entwicklung einer kleinräumigen, cliquenakzeptierenden Jugendarbeit. Diese tritt mit eher selbstorganisierten Jugendtreffs (Jugendclubs, Jugendräumen) ergänzend neben Jugendverbandsarbeit und pädagogisierten Jugendhäusern.

2.6. Arbeits- und Freizeitorientierung

In der Diskussion um den Orientierungswandel der Jugend fallen häufig Begriffe wie „Null-Bock-Generation“, „hedonistische Generation“, und es wird der Jugend im Vergleich zu früher weniger Leistungsbereitschaft zugesprochen.

Fend/Prester (1985): Replikationsstudie bei 15-16jährigen 1973 und 1984: „...daß die Befragten dem Statement, sie seien erst dann zufrieden, wenn sie eine Arbeit gut erledigt hätten, 1973 zu 40%, 1982 zu 60% zustimmten.“

Allerbeck/Hoag (1985): Sie „...konnten in ihrer repräsentativen Vergleichsstudie bei 16-18jährigen Jugendlichen von 1962 und 1983 zeigen, daß in Bezug auf die Einschätzung von Arbeit insgesamt nur wenige Veränderungen stattgefunden haben; diese erlauben es nicht, von einer „Null-Bock-Generation“ zu sprechen oder von einer Generation, die überwiegend hedonistisch orientiert sein.“

Diese Aussagen lassen sich auch mit den Querschnittsdaten der Shell- oder Sinus-Studien abstützen, die deutlich machen, daß sowohl junge Männer wie auch junge Frauen Arbeit für ihr Leben für wichtig halten und ein hohes Maß an Arbeitsorientierung haben. Dies gilt insbesondere für junge Frauen.

Möglicherweise ist aber schon die Frage - Hedonismus und Null-Bock versus Pflicht und Bereitschaft, berufliche Aufgaben zu übernehmen - insoweit falsch gestellt, als sich die Struktur der Arbeit in vielen Bereichen gewandelt hat... Arbeitsaufgaben, die es erforderlich machen, daß der Arbeitende sich damit intellektuell auseinandersetzt, die komplexe Strukturen der Aufgabe erfaßt und individuelle Problemlösungen entwickelt, können nur erfüllt werden, wenn der Arbeitende darin ein hohes Maß an Selbstbestätigung finden und sie aus Interesse und Spaß und nicht nur aus Pflichterfüllung tun kann.

In der von Baethge u.a. (1988) vorgelegten Studie gibt es einige Hinweise darauf, daß Jugendliche in der Arbeit gerade die Möglichkeit suchen, sich selbst zu bestätigen, ihre individuelle Kompetenz zu entwickeln und die Arbeit aus Spaß und Freude zu machen.

Nach den Ergebnissen von Eckert u.a. [1988] finden sich im Freizeitbereich inzwischen ähnliche Orientierungsmuster wie im Arbeitsbereich. Das trifft vor allem für den Bereich der sportlichen Aktivitäten zu, aber auch für den Umgang mit Computern und anderen Freizeitaktivitäten, bei denen neben einem intrinsischen Engagement und der Freude an der Tätigkeit individuelle Leistungsnormen deutlich erkennbar sind.

2.7. Zusammenfassung und Bedeutung des Wandels für die Jugendarbeit

Um vor dem Hintergrund des hier beschriebenen gesellschaftlichen Wandels über geeignete Konzepte und Maßnahmen in der Jugendarbeit nachzudenken, muß man einerseits die aktuellen Theorieansätze und die daraus entwickelten Konzepte betrachten und andererseits die Lebenslagen und auch die Problemlagen der Jugendlichen in Luxemburg beschreiben bzw. herausfinden.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Jugendliche „in ihren lebensperspektivischen Orientierungen weitgehend auf sich allein gestellt sind“ (Krieger/Mikulla 1994, S. 31) und „daß Jugendliche im Vergleich zu früheren Jugendgenerationen mehr entscheiden können (also größere Optionsvielfalt haben) - aber auch entscheiden müssen, ohne daß sie zumindest wissen, woraufhin sie denn entscheiden sollen (weil die Kriterien der Entscheidung selbst unklar

und die Berechenbarkeit der Folgen der Entscheidungen unübersichtlich geworden sind“ (Heitmeyer/Olk 1990, S. 27).

Auf dem Hintergrund des Wandels zur postmodernen Gesellschaft ist die *Jugendphase* zu einer eigenständigen Lebensphase geworden, die u.a. durch folgende Punkte charakterisiert ist:

- „Gestiegene Anforderungen schulischen Lernens und der beruflichen Qualifikation in Verbindung mit verlängerten Schul- und Ausbildungszeiten“ (Schwarz, 1991, S.88)
- „Verzögerung des Eintritts in die Arbeitswelt und verlängerte Phase ökonomischer Abhängigkeit“ (Schwarz, 1991, S.88)
- „Kinder und Jugendliche sind zu einem wichtigen Adressaten des Konsumgütermarktes geworden“ (Homfeld/Schenk, 1995, S.11)
- „Junge Menschen verbringen immer größere Lebensanteile unter Gleichaltrigen, während in generationenübergreifenden Zusammenhängen verbrachte Lebensanteile stark zurückgehen“ (Krafeld, 1992, S.19)
- Vor allem Mädchen und junge Frauen sind durch die Wandlungsprozesse der weiblichen und männlichen 'Normalbiographien' betroffen. (8. Jugendbericht, 1990, S.14)

Der Jugendarbeit kommt eine besondere Stellung zu. Kinder und Jugendliche sollen in der Jugendarbeit selbst tätig werden können, Aktionen und Projekte selbst planen und umsetzen, Arbeitsinhalte und -formen mitgestalten, sich selbst organisieren können. Die Jugendarbeit soll einerseits von anderen Bereichen der Jugendhilfe, die eher in Kategorien der Versorgung denken, abgesetzt werden, andererseits durch die Konkurrenz mit dem „kommerziellen Freizeitmarkt“ ihre Stärken der „Selbstorganisation, Ganzheitlichkeit und Partizipation“ in den Vordergrund stellen.

Spannungen entstehen durch die Stellung der Jugendarbeit im Schnittpunkt unterschiedlicher Interessen. Da sind zunächst die Jugendlichen, die altersgemäße Freizeitmöglichkeiten suchen, Geselligkeit, Aktion, Erlebnis, aber auch Orientierung und Lebenshilfe, die ihre Vorstellungen in Auseinandersetzungen mit Erwachsenen im Jugendverband oder Jugendhaus umsetzen wollen. Da sind aber auch die Trägervorgaben, die Anliegen der hauptamtlichen MitarbeiterInnen, der Eltern. Schließlich gibt es das gesellschaftliche Interesse an der Integration Jugendlicher, auch an der Kompensation von Sozialisationsdefiziten.

Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen. Klar nachvollziehbare Identitätswürfe werden mehr und mehr durch Identitätsbruchstücke ersetzt, die aber durchaus einen Zusammenhang in der Lebenswelt der Betroffenen besitzen. Wie aber müßte offene Jugendarbeit konzipiert sein, um auf die veränderten Umstände eingehen zu können?

3. AUSGEWÄHLTE THEORIEANSÄTZE DER JUGENDARBEIT

Ab Mitte der 60er Jahre fanden in der Fachliteratur umfassende Diskussionen über Jugendarbeit im allgemeinen statt, aus denen sich verschiedene Ansätze entwickelt haben. Sie sollen zusammenfassend kurz erwähnt werden. Sie leisten einen Beitrag zur eher globalen Zielbestimmung von Jugendarbeit, die zur Bestimmung der Programmatik unumgänglich ist.

Emanzipatorischer Ansatz

Er „sieht in dem Jugendzentrum einen „Freiraum“, in dem Jugendliche sanktionsfrei und wenig kontrolliert ihre individuellen Interessen in gemeinsamen Lernprozessen erproben, Emanzipation, Selbstbestimmung, Toleranz, Entscheidungsfähigkeit, Kreativität etc. einüben können“ (Schwarz, 1991, S.50). Giesecke definiert Emanzipation als politischen Begriff, der „auf gesellschaftliche Veränderung zum Zweck der Abschaffung einseitiger Abhängigkeit und Unterprivilegierung“ (1973, S.87) zielt. Eine emanzipatorisch ausgerichtete Jugendarbeit muß als Korrektiv zu den Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Beruf wirksam werden. Ihre Ziele werden nicht mehr ausschließlich aus der Jugendkultur heraus definiert, sondern aus einem Begriff des mündigen Erwachsenen. Dabei wird die „Konfliktverarbeitung mit dem Ziel zunehmender Emanzipation durch die Jugendlichen selbst das zentrale Thema der Jugendarbeit“ (Giesecke, 1973, S.94). Die allgemeine Aufgabe der Jugendarbeit beschreibt Giesecke in 4 Dimensionen: lebensbegleitend, korrigierend, aktuell und solidarisierend.

Stadtteilorientierter Ansatz

Die Konzepte der stadtteilorientierten Jugendarbeit sahen im Jugendhaus ein „Zentrum aller Initiativen und Aktionen im Stadtteil, um Lebenssituationen und Problemlagen von Jugendlichen in der Familie, in der Schule oder im Betrieb durch Stadtteilarbeit, Sanierungsprojekte, selbstorganisierte Beschäftigungs- und Ausbildungsprojekte, Jugendwohngemeinschaften, durch Streetwork, Kooperation mit den kommunalen Verwaltungsstellen, durch Beratungs-, und Kulturarbeit zu verbessern“ (Schwarz, 1991, S.50). Derartige Konzepte waren jedoch überfrachtet mit Erwartungen an die Jugendhäuser und zu unrealistisch, was die Möglichkeiten der Jugendhäuser betraf.

Bedürfnisorientierter Ansatz

Die Absicht der bedürfnisorientierten Jugendarbeit ist nach Damm „weder alle vorfindlichen subjektiven Bedürfnisse Jugendlicher wahllos zu befriedigen, noch (...) objektive Werte zu propagieren. Vielmehr geht es darum, Jugendliche zu befähigen, von ihren subjektiven Bedürfnissen ausgehend ihre objektiven Interessen zu formulieren und diese angemessen, d.h. den Erfordernissen einer durchgehend demokratisch und human organisierten Gesellschaft entsprechend durchzusetzen“ (S.14). Im Mittelpunkt des Ansatzes steht nicht ein Konzept, sondern wieder der Jugendliche selbst. Weiter erklärt Damm, daß der „Ausgangspunkt des Konzepts“ das „auf gemeinsame Aktivität gerichtete und Verständigung in der Gruppe voraussetzende „Wollen“ der Jugendlichen“ sein sollte. Wesentlich ist dabei die Entwicklung von Motivation bei den Jugendlichen, die nur mit den Prinzipien der Freiwilligkeit und der Selbstbestimmung erreicht werden kann.

Die Methode der bedürfnisorientierten Jugendarbeit sollte die gemeinsame Aktivität darstellen. Damm stellt fest, daß in allen Gruppen, gleich welcher Ausrichtung, ähnliche Bedürfnisse grundlegend seien:

- „...daß man akzeptiert und ernstgenommen wird,
- daß was Interessantes los ist,
- daß man das machen kann, wozu man Lust hat,
- daß man Leute findet, zu denen man Vertrauen hat und wo ein Zusammenhalt besteht,
- daß man Probleme bequatschen und sich eine Meinung bilden kann,
- daß man selber was unternehmen kann, daß man Leute, insbesondere des anderen Geschlechts, kennenlernen und einfach mal abschalten und abschlafen kann“ (Damm 1980, S. 16).

Erlebnispädagogischer Ansatz

Immer neue Bewegungsformen bilden sich heraus: nicht nur zur Streßbewältigung, sondern auch fürs Erleben: Bungeejumping, Rafting, Snowboarding, Tiefschneesurfen, Tiefseetauchen, Felsklettern etc. Der Erlebnismarkt ist unendlich und offenbar unersättlich und dies insbesondere bezüglich der Sozialfigur „Jugendlicher“. Doch für längst nicht alle Jugendlichen ist dieser Erlebnismarkt offen. Analog zur Erwachsenenwelt. Eindrittel-/ Zweidrittelgesellschaft gibt es Jugendliche, die kaum oder nicht wählen können, sondern bei denen die Grenzen der Situation eng gezogen sind. Thiersch (1994, S. 11) schreibt: *„Unsere Gesellschaft als Zweidrittel-Eindrittel-Gesellschaft erzeugt den Ausschluß von Lebensressourcen und Partizipationschancen und damit Existenzunsicherheit, Enge, Einschränkung, Ressentiment und Neid ... Die aus ihnen stammenden Belastungen haben ihren Grund vor allem auch in den zunehmend wegbrechenden wohlfahrtsstaatlichen und arbeitsmarktpolitischen Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten.“* Gerade unter Jugendlichen gibt es ein wachsendes Armutspotential. So stieg die Zahl der Bezieher und Bezieherinnen in der BRD von Sozialhilfe in der Gruppe der 18- bis 25jährigen von 1979 bis 1990 um das 13fache, nämlich von 27000 auf 369000. Dieser Trend gilt auch für Luxemburg, wenngleich in abgeschwächter Form. Auch hier sind die Bezieher des RMG-Einkommens angestiegen. Es wäre jetzt viel zu einfach zu sagen, die sogenannten Modernisierungsverlierer seien diejenigen, die z.B. fremdenfeindliche Ressentiments entwickelten (vgl. Homfeldt/Schenk 1996). Dennoch ist zu fragen: Was passiert bei denen, die nicht am körperbezogenen Erlebniskauf teilhaben, weil sie nicht das nötige Geld haben, gleichwohl durch Massenmedien diese Welt vorgeführt bekommen? Die Antwort kann auf folgende Formel gebracht werden: *„Die körperliche Selbstvergewisserung und das unmittelbare Erleben werden lebenswichtig für die Kompetenz- und Selbstwirksamkeitserfahrungen dieser Jugendlichen und zwar abseits der Frage nach Legalität und Illegalität“* (Koch 1993, S. 62). Und was jenseits der Legalität liegt, *„fällt als Suchbewegung der gesellschaftlich ausgegrenzten Jugendlichen in das Blickfeld der Öffentlichkeit, um es ordnungspolitisch zu bewerten“* (Koch 1993, S. 62). Dabei lassen sich offensive und defensive Formen unterscheiden. Offensive Formen - zumeist noch geschlechtsspezifisch ausgeprägt - sind Gewalt gegen Sachen und Personen. Defensive Formen gehen vom Ernährungsverhalten, Drogenkonsum bis zum Videokonsum. Immer geht es um die Suche nach Körperintensität mittels Risikohandeln. Männliche Jugendliche insbesondere, die keine andere Ressource als ihren Körper haben, setzen ihn ein, um etwas zu bewirken. Direktes körperliches Agieren gibt das gute Gefühl von Macht und Autonomie, wenigstens eine kurze Zeitlang. Im Gegensatz zum Erlebniskauf (Bungee-Springen etwa) steht der ganze Körper auf dem Spiel. Dies gilt bei den defensiven Formen ebenso wie bei den offensiven, wie Autocrashing und Gewalt sozialer Jugendmilieus gegeneinander, etwa Skins gegen Punks. Dabei wird der eigene Körper ebenso riskiert wie der des als Feind etikettierten Gegenübers. Dieses riskante Handeln in bezug auf den eigenen Körper wie gegen den des Gegenübers ist *„eingebunden in die gesamte Lebensweise einer*

Person und nur innerhalb dieses Kontextes verständlich. Das riskante Handeln ist motiviert und kann eine ganze Reihe von Funktionen erfüllen, deren wichtigste in der Bewältigung von Belastung und Konflikten liegt. Das riskante Handeln ist außerdem in einem sozialen Zusammenhang entstanden und wird in der Regel durch soziale Normen und kulturelle Praktiken mit aufrechterhalten“ (Faltermeier 1994, S. 141).

Der laufende Segmentierungsprozeß hat einen Individualtyp hervorgebracht, der sich selbst in die Mitte stellt und den anderen an den Rand. Neben der Verteilungsmaximierung geht es auch um Lust- und Gefühlsmaximierung (vgl. Möller 1993, S. 23). Diesen Aspektierungen genügen die Erlebnisgesellschaft und ihr Markt. „Der überbordende Konsummarkt braucht den impulsiven Kunden, nicht den nachdenklich Abwägenden, Vergleichskritischen. Er soll seinen Affekten nachgehen, nicht sie kontrollieren.“ Wie man an die Mittel zum Erwerb der Güter kommt, wird kaum noch thematisiert. Hol dir! heißt es. Ist der Alltag fad und trist, so hat man sich wenigstens in der Freizeit schadlos zu halten. Ist Geld vorhanden, dann kann dies eingesetzt werden, ansonsten kann im Fußballstadion und auf der Straße Gewalt inszeniert werden. Aufgrund unterschiedlicher Mittelverteilung wird der Ausdruck von „Action“ unterschiedlich inszeniert.

Cliquenorientierter Ansatz

An der Bedeutung und Funktion der Szenen setzt Krafeld mit seinem Konzept der Cliquenorientierten Jugendarbeit an. Sein Ansatz zielt auf den Umgang des Jugendarbeiters mit den cliquenspezifischen Bedürfnissen der Jugendlichen, die vor allem innerhalb der Cliquen artikulierbar erscheinen und weniger in der Beziehung zum Sozialpädagogen (Krieger/Mikulla, 1994, S. 77). Er fordert von diesem die Akzeptanz der Cliquenorganisation als einem Arrangement selbstorganisierter Lebensbewältigung und Bedürfnisbefriedigung, die sich unterstützend-begleitend im Bemühen um die Stärkung des Zusammenhalts der Cliquen vollzieht.

Krafeld plädiert auf der Grundlage der veränderten Lebenslagen Kinder und Jugendlicher für eine Umorientierung in der Jugendarbeit, die er wiederum in 5 Thesen zusammenfaßt:

1. **Sozialräumliche statt aktivitätsorientierte Jugendarbeit:** „Kinder und Jugendliche stehen heute mit ihrer immer früheren sozio-kulturellen Selbständigkeit schon sehr früh schier unübersehbaren Aktivitäten/Angeboten gegenüber“ (Krieger/Mikulla 1994, S. 43). Dagegen finden sie heute immer weniger Plätze, wo sie ungestört mit Freunden zusammen sein können. Die besondere Stärke der Offenen Jugendarbeit liegt im Anbieten und Absichern solcher unverregelten sozialen Räume. Von den MitarbeiterInnen verlangt dies immer größere Kompetenzen, um mit solch unstrukturierten Prozessen umgehen zu können.
2. **Alltagsorientierte statt einrichtungsorientierte Jugendarbeit:** In vielen Einrichtungen geht es heute nicht mehr darum, die Jugendlichen „von der Straße zu holen“, weil sie dort gefährdet sind, sondern viele Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit fungieren als „alterstypische Auffangräume für aus ihren Alltagswelten Vertriebene“ (S. 43). Die Jugendlichen stören schon alleine durch ihr Da-Sein in der verregelten Erwachsenenwelt. Um zu verhindern, daß die Jugendeinrichtungen von „Freiräumen zu Ghettos umfunktioniert werden, müssen sie - wie Thiersch sagt - zu Stützpunkten werden, von denen aus sich Jugendliche ihre Alltagsumwelt wieder stärker aneignen“ (S. 43).
3. **Cliquenakzeptierende statt gruppenorientierte Jugendarbeit:** Die jugendsoziologische Forschung hat in den letzten Jahren aufgezeigt, daß die jugendlichen Gleichaltrigengruppen (peer-groups) von ihrer ehemals ergänzenden Sozialisationsfunktion zu oftmals überlebenswichtigen zentralen Sozialisationsinstanzen geworden sind. In großen Teilen der Offenen Jugendarbeit ist jedoch noch immer eine vorrangige Aufgabe, „scheinbare Einze-

individuen für Gruppen zu gewinnen und zu Gruppen zusammenzufassen“ (S.43). Ursache für die „lebensweltbezogenen Selbstorganisationsprozesse“ (S.44) der Jugendlichen sieht Krafeld im oben erwähnten Wandel der Lebenslagen Jugendlicher. Diese selbstorganisierten Jugendzonen und Cliquen sollten in der Offenen Jugendarbeit unterstützt werden. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß diese Selbstorganisationsansätze in ihrer Eigenart und ihren sozialen Auffälligkeiten akzeptiert werden.

4. **Beziehungsorientierte statt pädagogisierende Jugendarbeit:** Durch die zunehmende Individualisierung der jugendlichen Lebenswelt, sowie den Mangel an sozialen Räumen gewinnt der Beziehungsaspekt in der Jugendarbeit zusehends an Bedeutung. Eine weitere Ursache für die Wichtigkeit beziehungsorientierter Jugendarbeit ergibt sich aus dem Zerfall bisher gültiger gesellschaftlicher Integrationskonzepte: Jugendliche müssen selber Wege in die Zukunft suchen oder erschaffen, der Erwachsene kann die Konzepte nicht mehr einfach vermitteln. Darum wächst „der Bedarf, sich mit seinen unterschiedlichen Erfahrungen und Deutungsmustern zu begegnen und kennenzulernen, sich also als Personen authentisch aufeinander einzulassen“ (S. 44). Beziehungsarbeit, das heißt also zunächst einmal das einfach klingende, aber oft schwer zu leistende „Einfach-Da-Sein, Sich-Einlassen, Einbringen, informell Austauschen und Beraten, Zeit-füreinander-haben“ (S. 44).
5. **Auf gegenwartszentriertes Zeiterleben orientierte statt kontinuierlich orientierte Jugendarbeit:** Oft wird Jugendarbeit erst dann als erfolgreich bewertet, wenn es ihr gelingt auf lange Zeit Gruppen zu bilden oder Angebote zu organisieren. Für die Jugendlichen wird jedoch ein Leben und Arbeiten auf die Zukunft hin immer riskanter. „Stärkere Gegenwartsorientierung bei Jugendlichen heute ist somit auch zu einem ganz wesentlichen Instrument eigener psycho-sozialer Stabilisierung geworden“ (S. 45). Der Jugendliche soll im Jugendhaus die Möglichkeit bekommen ein verändertes Verhältnis zum Umgang mit Zeit zu entwickeln.

4. ANGEBOTSFORMEN DER JUGENDARBEIT

4.1. Jugendverbandsarbeit

Der Bereich Jugendverbandsarbeit ist aufgrund der ausstehenden Evaluation dieses Bereiches in Luxemburg nicht Gegenstand dieser Expertise. Dennoch folgt an dieser Stelle ein Exkurs zu diesem Thema, um die Palette der Jugendarbeit nicht einseitig erscheinen zu lassen. Eine entsprechende Analyse ist im Rahmen des Gesamtkonzeptes „Jugendarbeit in Luxemburg“ unseres Erachtens jedoch unabdingbar, wobei wir hier auf unser diesbezügliches Angebot verweisen.

Jugendverbände sind als ein wichtiger Faktor der Jugendarbeit aus dem öffentlichen-kulturellen Leben vieler europäischer Gesellschaften nicht mehr wegzudenken. Sie arbeiten *„im Spannungsfeld zwischen Familie und Schule und haben von jeher vielfältige und unterschiedliche Interessen in unserer pluralistischen Gesellschaft aufgenommen und in ihre programmatische Darstellung und Angebotsstruktur einfließen lassen“* (Stüwe, 1992, S. 156).

Die Jugendgruppe ist somit für viele Jugendliche heute zu einem wichtigen Sozialisationsort geworden. Trotz der programmatischen Vielfalt - das Spektrum reicht von kirchlicher Jugendarbeit über helfende Verbände und Jugendinitiativen bis zur Sportjugend sowie politisch

und ökologisch orientierten Verbandsgruppen - sind sich alle Jugendverbände ähnlich. Ihre Aufgabe ist es, Jugendlichen ein Übungsfeld zu bieten, um sich innerhalb von demokratischen Strukturen entwickeln zu können. Weiterhin werden Jugendverbände charakterisiert durch das ehrenamtliche Engagement ihrer Mitarbeiter (vgl. Stüwe, ebd.).

Aber durch gesellschaftliche Veränderungen, z.B. eine stärkere Ausdifferenzierung des Jugendkulturmarktes oder die Entwicklung zu einer stärkeren Individualisierung, ist eine Krise der Jugendverbandsarbeit konstatierbar. Diskutiert wird immer wieder, wie diese Ziele trotz des gesellschaftlichen Strukturwandels heute noch zu halten sind. Verstärkt wird diese Krise weiterhin durch die Diskussion um die Ehrenamtlichkeit. Von der Jugendarbeit wird gefordert, daß sie *von jungen Menschen selbst organisiert, gemeinschaftlich gestaltet und mitverantwortet* werden soll. Die Jugendverbände sind nun gefordert, auf diese Vorgaben in ihren Programmatiken zu reagieren, d.h. sie dürfen einerseits nicht mehr die Anhängsel der Erwachseneninstitutionen sein und müssen andererseits der Forderung nach Selbstorganisation genüge tun.

In der Jugendverbandsarbeit sind in Luxemburg ca. 65% der Kinder und Jugendlichen organisiert, was im Vergleich z.B. zu Deutschland hoch ist. Möglicherweise ist dies eine Folge von noch intakt befindlichen kleinräumigen dörflichen Strukturen. Veränderungen dieser würden dann auch krisenhafte Veränderungen bei den Verbänden nach sich ziehen. Jugendverbände stellen damit ein erhebliches Potential im Bereich der Jugendarbeit dar. Weiterhin sieht sich die Jugendverbandsarbeit konfrontiert mit der vielerorts konstatierten Krise der Jugendarbeit. Das Reservoir, aus dem die Verbandsarbeit Jugendliche rekrutieren kann, ist im Zuge des Geburtenrückgangs am schwinden; auch daher sieht sich Jugendverbandsarbeit einem potentiellen Schwund der Mitgliederzahlen gegenübergestellt.

Aus dieser kurzen Darstellung der Situation, in der sich Jugendverbandsarbeit befindet, können sich für Verbandsarbeit und Jugendarbeit insgesamt neue, allgemeine Anknüpfungspunkte ergeben:

Erweiterung des Mitgliederpotentials:

Wie oben dargestellt kämpft die Jugendverbandsarbeit mit zurückgehenden Mitgliederzahlen. Gleichzeitig läßt sich jedoch auch feststellen, daß Verbandsarbeit nur Jugendliche aus einem sehr eingeschränkten Bereich anspricht. Mitglieder in Jugendverbänden sind zum großen Teil „Normaljugendliche“ und nicht die „Problemjugendlichen“, die sich in der offenen Jugendarbeit eher wiederfinden.

Jugendverbandsarbeit muß neue Wege der Arbeit und der Mitgliederwerbung gehen. Im Zuge dieser neuen Wege der Verbandsarbeit, kann es z.B. eine Zusammenarbeit von Schulen und Verbänden, oder von mobiler Jugendarbeit und Verbandsarbeit geben.

Auch kann man sich eine Zusammenarbeit von Verbandsarbeit und offener Jugendarbeit vorstellen. Verbandsarbeit kann hier ihre Erfahrungen im Bereich von sozialer Gruppenarbeit und Projektarbeit einbringen und gleichzeitig vom Know how der offenen Jugendarbeit in der Arbeit mit Problemjugendlichen profitieren.

Aktivitäten der Jugendverbände können im Jugendzentrum stattfinden. Verbandsarbeit kann hier Angebote für Gruppenarbeit, oder verbandspezifische Themen anbieten und damit bisher nicht angesprochenen Jugendliche für die eigene Arbeit interessieren. Gleichzeitig kann Jugendverbandsarbeit im Jugendhaus neue Anregungen für die Arbeit mit schwierigen Jugendlichen bekommen und neue Praxisfelder erschließen.

Schwierigkeiten der Jugendverbandsarbeit

Jugendverbände sind oft charakterisiert durch eine große Nähe zu Erwachsenenverbänden, oder durch übergeordnete Institutionen (z.B. Erwachsenenfeuerwehr oder Pfarrer in den Pfarreien) und oftmals dadurch in ihrer Arbeit eingeschränkt. Z.B. Verbot von Aktivitäten, oder spezielle Anforderungen an die Arbeit. Jugendverbände werden daher zunehmend eine Eigendefinition ihrer Arbeit vornehmen müssen. Sie müssen sich aber auch öffnen, wenn sie dem Bedürfnis nach geringerer Verbindlichkeit und weniger Regelung nachkommen wollen.

Positive Auswirkungen für die offene Jugendarbeit

Neben der Tatsache, daß verbandliche, sowie auch offene Jugendarbeit von den Methoden und dem Potential des anderen profitieren kann, kann sich offene Jugendarbeit das politische und gesellschaftliche Gewicht der Verbände zu Nutze machen. Durch die starke Organisationsstruktur der Verbände, von Orts, bis Bundesebene haben diese ein starkes politisches Gewicht, daß sich die Jugendarbeit insgesamt zu nutze machen kann.

4.1.1. Ehrenamt in der Jugendverbandsarbeit

Ehrenamtliche Arbeit nimmt einen bedeutenden Raum in der verbandlichen Arbeit ein. Zur Zeit läßt sich allerdings die Tendenz feststellen, daß ehrenamtliche Mitarbeit immer mehr an Attraktivität verliert, d.h. *"es wird für die Verbände zunehmend schwieriger, ihr notwendiges Potential an ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aufrechtzuerhalten"* (Nörber, 1992, S. 386). Ein Grund für den Bedeutungsverlust der Ehrenamtlichkeit ist in den strukturellen Veränderungen in der Gesellschaft zu sehen. Durchweg ist in der Literatur der Ansatz von Ulrich Beck zu finden, der den Begriff der Risikogesellschaft geprägt hat. *"Das Kennzeichen der Risikogesellschaft liegt darin, daß sich in der Industriegesellschaft bei gleichbleibender Stabilität der Verteilung sozialer Ungleichheit die materiellen und sozio-kulturellen Lebensbedingungen und -perspektiven der Menschen in drastischer Form verändert haben. Die Industriegesellschaft erzwingt einerseits in den Bereichen Familie, Schule/Beruf sowie Freizeit Individualisierung, andererseits werden diese gesellschaftlich erzeugten Individuen in gesellschaftliche unsolidarische Vereinzelung bis hin zur Isolierung entlassen. Traditionelle Milieus (Kirchen, Arbeitermilieu) bzw gewachsene und von Generation zu Generation tradierte Lebensgemeinschaften (Familie, Nachbarschaft, Vereine, gewerkschaftliche und politische Zugehörigkeit) lösen sich sukzessiv auf bzw. haben sich aufgelöst"* (Homfeldt u.a., 1995, S. 10).

Von diesem Prozeß sind besonders Jugendliche auf dem Weg in die Erwachsenenwelt betroffen. Lenz redet weiterhin *"vom Absterben der Organisationstreue"* und beruft sich auf Ergebnisse einer Studie von INFAS aus dem Jahr 1986. Er konstatiert starke Vertrauensverluste gegenüber Großorganisationen wie Politik, Kirche und Gewerkschaften. Weiterhin, so Lenz, ist der Trend zu einem neuen Mitgliedschaftsverständnis zu erkennen, das sich von einer langfristig angelegten, mit Verpflichtungen behafteten Mitgliedschaft zu einer dienstleistungsorientierten Mitgliedschaft orientiert. (vgl. Lenz, 1987, S. 110) Es ist der Trend zu beobachten, daß Jugendliche immer mehr zu angebotsorientierten Formen der Jugendarbeit tendieren, denn diese Bereiche werden durch kurzfristige Angebote mit niedrigem Verpflichtungscharakter gekennzeichnet (vgl. Lenz, 1992, S. 111). Zu den bereits beschriebenen demographischen Entwicklungen kommt die zurückgehende Bindungsbereitschaft nun erschwerend hinzu.

Diese Veränderungen der gesellschaftlichen Strukturen machen sich für die Jugendverbandsarbeit negativ bemerkbar. Jugendverbandsarbeit ist gefordert, auf diese veränderten Bedingungen zu reagieren. Ergebnisse von Studien zeigen hier neue Ansätze.

Die Funktion der Ehrenamtlichkeit

Um die Stärken und Probleme der Ehrenamtlichkeit diskutieren zu können, muß man sich zunächst einmal bewußt machen, welche Funktion die Ehrenamtlichkeit eigentlich ausübt. Heide Funk und Reinhard Winter führen 4 Funktionen auf (vgl. Funk/Winter, 1992, S. 526):

1. Eine Funktion der Ehrenamtlichkeit in Jugendverbänden ist die "Selbstreproduktion", d.h. Jugendliche und junge Erwachsene wollen ihre eigenen Orientierungen an die nächste Generation weitergeben.
2. Ehrenamtlichkeit bietet Gestaltungsräume, in denen Jugendliche sich und anderen etwas schaffen.
3. Das Ehrenamt stellt neue soziale Milieus her, in denen gemeinsame Lernprozesse vollzogen werden, in denen Erfahrungen gemacht werden und sich Menschen kennenlernen.
4. Sie gibt Halt und Ordnung, indem sie traditionelle Milieus stabilisiert und transformiert.

Stärken der Ehrenamtlichkeit

Ehrenamtliche Arbeit ist in Jugendverbänden unverzichtbar. Sie trägt große Bereiche der Jugendverbandsarbeit, der offenen Jugendarbeit und der Ferienmaßnahmen. Da eine Aus- und Fortbildung durch die Träger üblich ist, ist die Arbeit der Ehrenamtlichen in den meisten Fällen fachlich qualifiziert. Sie darf daher nicht mit "Laienarbeit" verwechselt werden. *"Ehrenamtliche sichern und prägen die soziale und demokratische Kultur unserer Gesellschaft, indem sie freiwillige Hilfe und Unterstützung gewähren und Erfahrungen von Gemeinschaft und Solidarität ermöglichen."* (Sturzenhecker, 1992, S. 458)

Somit ist der ideelle Nutzen ehrenamtlicher Arbeit groß. Aber auch die materielle Leistung dieser Arbeit ist nicht zu vernachlässigen. Den öffentlichen Kassen ersparen sie große Ausgaben, da ihre soziale Arbeit gering oder überhaupt nicht entlohnt wird. (vgl. Sturzenhecker, 1992, S. 458)

Nicht zu vernachlässigen ist auch der Aspekt, daß durch Ehrenamtlichkeit eine gewisse Kontinuität in der Jugendarbeit gewährleistet wird. Nach Untersuchungen sind ehrenamtliche InteressenvertreterInnen durchschnittlich 6,7 Jahre und ehrenamtliche GruppenleiterInnen durchschnittlich 3,3 Jahre im Verband aktiv. Im Gegensatz dazu steht eine hohe Fluktuationsrate der professionellen hauptamtlichen Mitarbeiter. So gab es in Hessen z.B. in einem Zeitraum vom 1.10.90 bis zum 1.9.91 40% Neubesetzungen im Bereich der Jugendbildungsreferenten in den Jugendverbänden (vgl. Nörber, 1992, S. 380).

Probleme von Ehrenamtlichkeit

(a) Wenn man von den Problemen von Ehrenamtlichkeit redet, muß man zunächst zwischen einem finanziellen und ideellen Preis differenzieren.

Der finanzielle Preis von Ehrenamtlichkeit: Es gibt zwei Modelle von Ehrenamtlichkeit. Zum einen das "Selbstlosigkeitsmodell", das ganz ohne Gratifikationen aus-

kommt, und zum anderen das "Honorarmodell", das den Ehrenamtlichen finanzielle Anreize zukommen läßt. Beide Modelle entsprechen heute nicht mehr der Realität. Ehrenamtliche wollen in ihrer Arbeit ihre inhaltlich-sozialen Ziele verwirklichen. Dabei steht nicht das Geldverdienen im Vordergrund. Vielmehr verlangen Ehrenamtliche, daß genügend Mittel zur Verwirklichung ihrer Ziele vorhanden sind. Dazu gehört auch eine Aufwandsentschädigung, damit ihnen durch ihr Engagement nicht noch zusätzliche finanzielle Nachteile/Verluste entstehen. (vgl. Sturzenhecker, 1992, S. 459)

Der ideelle Preis von Ehrenamtlichkeit: "Geben" ist das primäre Ziel der Ehrenamtlichkeit. Aber neben diesen "Geben-Zielen" verfolgen Ehrenamtliche auch "Nehmen-Ziele", d.h. sie besitzen auch eine Rückerstattungserwartung, die über die Aufwandsentschädigung hinausgeht. Diese Erwartungen sind ideeller Natur: *"Soziale Kontakte, Anerkennung, auch Macht können ideeller Lohn für Ehrenamtliche sein. Unentfremdete Arbeit, Kooperation, Mitgestaltung und persönlichkeitsbezogene Motive, wie Selbsterfahrung, kreativer Selbstaussdruck und eigene Weiterentwicklungen, gehören zu den "Nehmen-Zielen" von Ehrenamtlichen..."* (Sturzenhecker, 1992, S. 459).

Ehrenamtlichkeit darf also nicht mehr "mit Verweis auf Selbstlosigkeitsideale" ausgebeutet werden oder nur rein finanziell abgegolten werden. Wer heute als Träger Ehrenamtliche gewinnen will, muß die Erfüllung dieser nicht materiellen Motive gewährleisten.

(b) Ein weiteres Problem, das sich im Zusammenhang mit der Ehrenamtlichkeit stellt, ist die Überforderung bzw. Unterforderung der Ehrenamtlichen. Aspekte der Überforderung sind:

1. zeitliche Ansprüche
2. quantitative Ansprüche
3. inhaltlich-soziale Anforderungen.

An die Ehrenamtlichen werden heute erhöhte Anforderungen gestellt, sie sollen "pädagogische Bezugsperson, Therapeut, Animator, Didaktiker, Sachexperte, Sozialmanager, Lobbyist, Lückenbüßer und Konkurrent für kommerziellen Angebote (Sturzenhecker, 1992, S. 460) sein. Es sind sowohl die pädagogischen Anforderungen als auch die Anforderungen an das Verwaltungswissen (Umgang mit Gesetzen und Finanzen) durch zunehmende Bürokratisierung und die Anforderungen im Bereich der politischen Interessenvertretung (wegen einer abnehmenden Bedeutungswahrnehmung der Jugendarbeit) in letzter Zeit gestiegen (vgl. auch Nörber, 1992, S. 383)

Eine Unterforderung besteht darin, daß Ehrenamtliche zu selten in Entscheidungsprozesse miteinbezogen werden. Zwar werden auch Jugendliche in Jugendverbänden in Entscheidungsprozesse miteinbezogen, aber dies gilt nur für wenige und häufig marginal. Diese Art von Beteiligung hat sich eher zu einem Funktionärswesen entwickelt, das der Hauptamtlichkeit ähnelt.

(c) Eine Gefahr für die Ehrenamtlichkeit besteht aber auch in der zunehmenden "Individualisierung" im Sinne Ulrich Becks, d.h. daß Jugendliche kaum noch an tradierte Gemeinschaften und Lebensmilieus gebunden sind. Das Risiko besteht nun darin, daß die Individuen Prozessen (wie z.B. wirtschaftliche Entwicklung, Umweltzerstörung, Kriegsgefahr), die sie selbst nicht beeinflussen können, als einzelne Person schutzlos ausgesetzt sind.

Diese Entwicklung hat auch Einfluß auf die Ehrenamtlichkeit: mit der Erosion der Sinn und sozialen Zusammenhang stiftenden Gemeinschaften schwindet auch die Bereitschaft, sich in diesen Lebensmilieus unentgeltlich zu engagieren. Diese Entwicklung kann aber auch als Chance für die Jugendverbandsarbeit genutzt werden. Diese Individualisierung impliziert nicht nur neue Freiheit, sondern auch Ohnmachtsgefühle des Einzelnen. Ehrenamtliches En-

agement kann da Gemeinschaft und Gestaltungschancen erfahren lassen. (vgl. Sturzenhecker, 1992, S. 462)

(d) In der Untersuchung der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG) kam eindeutig heraus, daß der Ehrenamtlichkeit keine Anerkennung von außen zukommt. Dies führt bei vielen Ehrenamtlichen zu einer Abwendung von ihrer Tätigkeit, da ihre Motivation sinkt. Funk und Winter stellen in ihrer Studie zur Ehrenamtlichkeit in der DPSG fest: "Das Ehrenamt im Jugendverband unterliegt einer ähnlichen Paradoxie wie Hausarbeit und Sozialarbeit: Ehrenamtliche Verbandsarbeit ist in einer Hierarchie gesellschaftlicher Tätigkeiten generell unten angesiedelt." (Funk/Winter, 1992, S.528)

Zusammenfassung

Aus den verschiedenen Überlegungen, die in der Literatur zum Ehrenamt angestellt wurden, lassen sich folgende Forderungen ableiten:

1. Ehrenamtlichkeit besitzt einen wichtigen Stellenwert und muß daher gefördert werden. Sie muß daher - aus fachlicher Sicht - finanziell unterstützt werden.
2. Ehrenamtliches Engagement bedarf einer ideellen und finanziellen Unterstützung. Finanzielle Unterstützung ist möglich durch:
 - Aufwandsentschädigungen
 - Versicherungsschutz
 - Freistellungen durch Sonderurlaub
 - kostenlose Bildungsmaßnahmen
 - kostenlose Eintritt zu Veranstaltungen u.a.

Die Möglichkeiten der ideellen Unterstützung sind schwieriger zu formulieren. Hier sollte vor Ort (in den Kommunen, den Verbänden etc.) überlegt werden, wie Ehrenamtlichkeit attraktiver gemacht werden kann und welche Leistungen für die Ehrenamtlichen erbracht werden können.

3. Ehrenamtliche müssen von Hauptamtlichen unterstützt werden, da Hauptamtliche die organisatorische Basis für ehrenamtliche Arbeit stellen. Hauptamtlichkeit darf nicht durch Ehrenamtlichkeit ersetzt werden.
4. Ehrenamtliche dürfen nicht überfordert bzw. unterfordert werden. Eine Überlastung zeitlicher, seelischer und sozialer Natur muß vermieden werden. Das bedeutet, daß man auch nach flexibleren Einsatzformen suchen muß, wie z.B. kurzzeitige und begrenzbare Aktivitäten. Es muß mehr Wert auf Qualifizierung der MitarbeiterInnen gelegt werden. Weiterhin müssen Ehrenamtliche mehr an Entscheidungsprozessen beteiligt werden.
5. Ehrenamtliche Tätigkeit muß anerkannt werden. Schritte zur Förderung der Anerkennung könnten sein (vgl. Nörber, 1992, S. 386):
 - Anerkennung langfristig ehrenamtlicher Tätigkeit als Ersatz für Wehr- oder andere gesellschaftlichen Dienste.
 - Öffentliche Würdigung in Stadt, Kreis und Land, z.B. durch Einführung eines Jugendarbeitspreises oder eines jährlichen Empfangs.
 - Übernahme von Zusatzversicherungen (Unfall-, Haftpflicht-, KFZ-Zusatz-Haftpflichtversicherung) durch die öffentliche Hand.
 - Ermäßigungen z.B. bei Konzerten, Fahrtkosten, Übernachtungen in Jugendherbergen.

- Weiterhin gibt es bereits Vorschläge, wie man einen Steuerfreibetrag für ehrenamtliche Tätigkeit berechnen könnte.
6. Es muß ein neues Verständnis des Mitgliedschaftsbegriffes gefordert werden, welches den neuen Ansprüchen an Beteiligungsformen, Zeit, Verbindlichkeit und Inhalt gerecht wird.
 7. Die Struktur muß durchschaubar sein und Mitentscheidungsmöglichkeiten von Jugendlichen und Ehrenamtlichen bieten.

4.2. Offene Jugendarbeit

Thesen: Die Bereitstellung von unkontrollierten, nicht organisierten und nicht pädagogisierten Räumen, in denen Jugendliche ihre kulturellen Ausdrucksformen in Tanz, Theater, Film etc. praktizieren, bzw. selbst finden und ausdrücken können, zählt zu den wichtigsten Voraussetzungen in der offenen Jugendarbeit. Kein noch so gutes Raumangebot kann eine phantasievolle pädagogische Arbeit mit abwechslungsreichen und interessanten Angeboten ersetzen, aber in schlechten Räumen ist auch keine gute Pädagogik möglich. Andererseits kann in einem Kellerraum, einer alten Fabrikanlage, einer Garage oder einem Abbruchschuppen „die Post abgehen“, wenn die Jugendlichen „gut drauf“ sind. Offene Jugendarbeit ist nicht in Häusern möglich, in denen die „Hausordnung“ regiert und die pädagogische Arbeit mit dem Rechenschieber gemacht wird...

Die bisherigen Erfahrungen mit der Planung und Nutzung von Kinder- und Jugendeinrichtungen zeigen, daß große Häuser an zentralen Standorten wenig sinnvoll sind. Kleinere Einrichtungen erfordern wiederum eine bestimmte räumliche Größe, um die notwendigen Funktionsräume wie Saal, Gruppenräume, Küche, Spielräume, Werkräume etc. unterbringen zu können, die für ein reichhaltiges und differenziertes Angebot gebraucht werden. Die Inneneinrichtung muß variabel für unterschiedliche Nutzungszwecke sein und trotz der Sicherheitsbestimmungen Kommunikation erlauben und Atmosphäre ausstrahlen (vgl. Schwarz 1991, S.179-180).

Vom „Gebrauchswert“ der offenen Jugendarbeit

„Pädagogisch muß also die offene Jugendarbeit mit dem beginnen, was die Jugendlichen mitbringen und sich an dem orientieren, was für die erreichbar ist, wofür sie sich motivieren lassen... Der „Gebrauchswert“, den offene Jugendarbeit neben der nachgesuchten Geselligkeit für die Jugendlichen für die Erfüllung ihrer emotionalen Bedürfnisse haben kann, ist in einer ebenso informellen, wie qualifizierten Beratung über die vielfältigen Probleme, die Jugendliche haben, zu sehen (Böhnisch/Münchmeier 1990). Jugendliche müssen in der Freizeitsstätte durch die pädagogische Arbeit mehr Orientierung, Unterstützung und auch einen gewissen Schutz finden. Dazu gehört, daß die Spielregeln zwischen den Jugendlichen und den Pädagogen „relativ cool ausgehandelt“ werden, daß die Rechte und Pflichten klar sind und die verbreitete zwischen Abwertung und Mystifizierung schwebende Unsicherheit über das, was eine Freizeitpädagogin macht, abgebaut wird.“ (Schwarz 1991, S.182-183).

Offene Jugendarbeit, mit ihren traditionellen Aufgaben (wie z.B. Raumangebot für benachteiligte Jugendliche, Fluchtpunktfunktion, u.a.) hat sich an gesellschaftlichen Problemlagen und an Veränderungsprozessen innerhalb der Lebenswelt Jugendlicher zu orientieren und darauf zu reagieren. Gerade weil Jugendliche sich in Cliques organisieren und sich stark an ihnen orientieren, zwangsläufig aufgrund mangelnder Alternativen zu informellen Treffpunkten ausweichen, besteht die Verpflichtung der offenen Jugendarbeit diesbezügliche Angebote zu erarbeiten.

Offene Jugendarbeit, mit ihren traditionellen Aufgaben muß die oben beschriebenen Umstände berücksichtigen. Dies hat zur Folge, daß die Aufgabenfelder neu definiert werden müssen, um den heutigen Anforderungen und Lebenslagen Jugendlicher gerecht zu werden. Jugendliche sind in sich nicht mehr als homogene Gruppe zu bezeichnen, sondern die Phase der Jugend unterliegt vielen Einflußfaktoren.

"Offene Jugendarbeit agiert im nicht-kommerziellen Sektor, will aber die Jugendlichen in ihren privaten, persönlichen und gesellschaftlichen Interessen und Rollen ansprechen. Anders als die Jugendverbände mit ihren auf Spezialinteressen oder weltanschauliche Orientierung ausgerichteten Angeboten (...), macht sie auch keine Vorgaben, die die nicht organisierten Jugendlichen akzeptieren müssen, - was sie erfahrungsgemäß auch nicht tun. D.h. ihre offenen Angebote müssen allen Jugendlichen ohne Vorbedingungen zugänglich sein, ihre Inhalte und Formen dürfen nicht im Vorgriff festgelegt, sondern müssen von den Jugendlichen immer wieder neu bestimmt werden. Offene Jugendarbeit muß den Jugendlichen autonome Handlungsmöglichkeiten mit der Chance individueller Emanzipation anbieten, um sie in ihrer differenzierten Interessen- und Rollenvielfalt anzusprechen" (Schwarz, 1991, S.177f).

Zum Wesen der offenen Jugendarbeit gehört es, daß vieles an ihr offen, also nicht standardisiert ist und sich nicht generalisierend beschreiben läßt. Jugendliche müssen herausfinden können, was sie eigentlich wollen, da es ihnen oftmals leichter fällt zu sagen, was sie nicht wollen. Dazu müssen sie die Gelegenheit bekommen, sich treffen, ratschen und ausprobieren können, bleiben oder gehen können, - und deswegen muß offene Jugendarbeit offen sein (Hillmeier 1985). So wenig die aktuellen Bedürfnisse der Jugendlichen planbar sind, so wenig kann offene Jugendarbeit im voraus geplant und auf Verbindlichkeit, Kontinuität und Vorhersehbarkeit festgelegt werden.

Krafeld leitet daraus, aufbauend auf dem Konzept der bedürfnisorientierten Jugendarbeit, fünf Thesen für die offene Jugendarbeit ab, deren Grundlage die oben ausführlich beschriebene zentrale Bedeutung der Cliques im Alltag von Kindern und Jugendlichen ist. Mit dem Begriff Clique bezeichnet er die selbstorganisierten informellen Gruppierungen Jugendlicher:

Offene Jugendarbeit macht offene, kaum verregelte soziale Raumangebote

Offene Jugendarbeit bietet primär Räume an. In einer weitgehend verregelten Umwelt finden Kinder und Jugendliche wenigstens hier die Möglichkeit, sich relativ frei und selbstgestaltet einen Ort als ihren sozialen Raum aneignen zu können. *„Nicht nur die Einrichtungen, auch die Konzepte der Träger und der Pädagogen in den Einrichtungen müssen offen sein. (...) Auch ohne Mut zum Risiko und ohne Vertrauen in die Jugendlichen geht es nicht. Sie wollen lernen und sind Lernende, d.h. sie machen Fehler und haben ein Recht dazu. Die Bestrafung von Fehlverhalten oder der Ausschluß von Jugendlichen aus dem Jugendhaus wird sich nicht völlig vermeiden lassen, darf aber nicht zur Außerkraftsetzung der offenen Zugangsmöglichkeiten führen. Mit Konzeptionslosigkeit, Unverbindlichkeit oder einer bequemen Nachgiebigkeit gegenüber den Jugendlichen ist Offenheit nicht zu verwechseln. Ihre Grundlage ist Toleranz gegenüber den Meinungen und Ansichten Andersdenkender, aber sie ist an eine politische und pädagogische, demokratische Kultur gebunden, die sich von totalitären Auffassungen klar und entschieden abgrenzt"* (Schwarz, 1991, S.178).

Offene Jugendarbeit fördert jugendkulturelle Selbstentfaltung

Als Hauptbestandteil gelten die Jugendlichen mit ihren unterschiedlichen Identitäten und Ausdrucksformen. Es besteht keine eindeutige Zielgruppenorientierung, sondern

die Arbeit orientiert sich an den Interessen und Bedürfnissen. Die Bedürfnisorientierung der Arbeit ermöglicht die Selbstentfaltung der Jugendlichen.

Offene Jugendarbeit bietet sich als integraler Bestandteil jugendlichen Alltags an

Offene Jugendarbeit macht ein ganzheitlich personales Angebot

Nicht die spezialisierten, personengebundenen und einmaligen Angebote bestimmen die Personalstruktur und Angebote, sondern ausschlaggebend sind Personen, die als ständige Ansprechpartner zur Verfügung stehen. Voraussetzung für ein solches Angebot ist ein „Sich-Einlassen“ auf die Jugendlichen, um für viele Dinge und Probleme zur Verfügung zu stehen. Dieses Angebot „besteht aus: Da-Sein, Kommunizieren, Einlassen, Vermitteln, informell beraten, Zeit füreinander haben u.a.“ (Krafeld 1992, S.77)

Offene Jugendarbeit hat primär Bedeutung für sozial Benachteiligte

Nicht alle Jugendlichen sind in der Lage, in gleichem Maße an Angeboten (Freizeit, Sport, etc.) teilzunehmen. Aufgrund einer unterschiedlichen Ausstattung mit finanziellen und zeitlichen Ressourcen ergeben sich Differenzen, die allerdings von der offenen Jugendarbeit nicht ausgeglichen werden können.

Potentielle Außenseiter können aber über die offene Jugendarbeit befähigt werden, sich selbst zu verwirklichen.

Seitens der potentiellen Adressaten für diese Angebote bspw. in Form eines Jugendhauses kann hinsichtlich des Einzugsgebietes und der Zielsetzung unterschieden werden. So kann zwischen einem eher lokalen (Luxemburg-Stadt) und einem eher regionalen (ländliche Regionen) Bezug unterschieden werden.

Von der Zielgruppe her lassen sich organisierte und eher unorganisierte Jugendliche unterscheiden. Die vorwiegend in den Städten lebenden, großteils benachteiligten, ausländischen Jugendlichen benötigen andere Angebote als die Jugendlichen aus gut-situierten Familien, die auch die kommerziellen Angebote wahrnehmen können, denen aber dazu vielleicht die nötige Mobilität fehlt, weil sie in ländlichen Regionen wohnen.

In diesem Bereich können insbesondere drei Angebotsstrukturen möglich sein:

- Spontane Aktivitäten einzelner oder ganzer Cliques
- Kurzfristige Angebote und Ausflüge
- Langfristige Projekte, Angebote, Kurse und Fahrten

Die verschiedenen Angebotsformen offener Jugendarbeit sollen mit ihren Möglichkeiten und Grenzen näher dargestellt werden. Im Anschluß daran erfolgt eine Beschreibung ihrer Zielgruppen mit einem Rückbezug auf diese Angebote.

4.3. Jugendhäuser

Zwischen den Angeboten und Defiziten im Stadtteil und den Bedürfnissen der Jugendlichen besteht ein enger Zusammenhang. *„Jugendfreizeitstätten müssen in ihrer gesellschaftlichen Funktion und sozialen Verortung heute selbstverständliche und selbständige Bestandteile einer soziokulturellen Infrastruktur im Stadtteil werden, wenn sie von den Jugendlichen angenommen werden sollen. (...) Das ist nur möglich, wenn Jugendarbeit zum Medium für Raumaneignung entwickelt wird, indem sie die Räume in der Einrichtung zur selbstbestimmten Nutzung und kreativen Aneignung anbietet, aber auch die Einbeziehung und Vernetzung der sozialen Räume aus dem lokalen Umfeld der Jugendlichen in die Alltagspraxis ihrer Arbeit miteinbezieht“* (Schwarz, 1991, S.209). Schwarz betont an dieser Stelle, daß die Vernetzung nicht das Ziel hat die Kontrolle über die Jugendlichen zu festigen, sondern *„um ein der Vielfalt ihrer Interessen angemessenes Angebot an Einrichtungen, Anregungen, Hilfen, Maßnahmen und Lernmöglichkeiten miteinander zu vernetzen und zur Verfügung zu stellen“* (S.209). Die Einrichtungen, die diese Idee verwirklichen wollen, müssen mit Kooperation einverstanden sein, um gemeinsame Angebote und Aktionen planen und durchführen zu können. Die Entscheidung zur Stadtteilorientierung hat für das Jugendhaus Konsequenzen in der konzeptionellen und praktischen Arbeit innerhalb und außerhalb der Einrichtung.

Im folgenden sollen einige wesentlichen Grunddimensionen der Arbeit von Jugendhäusern auf der Basis des eingangs dargestellten Hintergrunds erläutert werden (vgl. auch: Schenk 1996: Musterkonzept für Jugendhäuser).

Kulturarbeit in Jugendhäusern

„Jugendkultur ist - nach Zinnecker - der Versuch der Selbstbehauptung der Jugendlichen gegen die Erwachsenenwelt. Mit ihren für Jugendliche so wichtigen Dimensionen der „Träume“ und der „Selbstbehauptung“ umfaßt sie die ganze Bandbreite von der Hochkultur über die Alltagskultur bis zur Sub- oder Gegenkultur und heißt: träumen, entspannen, lesen, musikhören, fotografieren, malen, zeichnen, Gespräche, Geselligkeit, Verliebtheit, Romantik, Action, Fernsehen, Kino und Video, Computerspiele, flippieren, essen, Sport treiben, Tiere, Motorrad, Autofahren, Abenteuer, Reisen, Alltagsflips, Spinnerereien, Verrücktheiten, alles was Jugendliche mögen und brauchen“ (Schwarz, 1991, S.165-166).

„Jugendliche treffen sich in spezifischen „Jugendszenen“, die untereinander in lockerer Beziehung stehen, sich wechselseitig akzeptieren, tolerieren, oder ignorieren und bekämpfen. Man kann diese Gruppierungen auch wechseln, sich ihnen auf Zeit anschließen und sie ausprobieren. Als „Jugendkultur“ sind diese Gruppen, Cliquen und Szenen nicht unabhängig von der Erwachsenenkultur und nicht klassenspezifisch. Sozialer Status der Herkunftsfamilie, Bildungsgrad und Schulabschlüsse spielen ebenso eine Rolle, wie das soziale Milieu, das Stadtviertel und die ethnische Zugehörigkeit. Was sie ungeachtet der erwähnten Unterschiede und wechselnden Ausdrucksformen zeitweilig verbindet, ist die gemeinsame Ablehnung des Konzeptes „Erwachsenengesellschaft“ mit seinen negativ wahrgenommenen Formen einer kleinbürgerlichen Angepaßtheit, isolierten Privatheit, kleinkarierten Lebens- und sparsamen Haushaltsführung und einem von der Arbeit bestimmten erlebnisarmen, unfrohen Alltag. Dagegen setzen sie ihre Bedürfnisse und ihr Lebenskonzept einer jugendbestimmten „Alltagskultur“ (S.169).

„Die Bereitstellung von unkontrollierten, nicht organisierten und nicht pädagogisierten Räumen, in denen Jugendliche ihre kulturellen Ausdrucksformen in Tanz, Theater, Film etc. praktizieren, bzw. selbst finden und ausdrücken können, zählt zu den wichtigsten Voraussetzungen in der offenen Jugendarbeit... Kein noch so gutes Raumangebot kann eine phantasievolle pädagogische Arbeit mit abwechslungsreichen und interessanten Angeboten ersetzen,

aber in schlechten Räumen ist auch keine gute Pädagogik möglich... Andererseits kann in einem Kellerraum, einer alten Fabrikanlage, einer Garage oder einem Abbruchschuppen „die Post abgehen“, wenn die Jugendlichen „gut drauf“ sind... Offene Jugendarbeit ist nicht in Häusern möglich, in denen die „Hausordnung“ regiert und die pädagogische Arbeit mit dem Rechenschieber gemacht wird... (S. 178f).

„Die bisherigen Erfahrungen mit der Planung und Nutzung von Kinder- und Jugendeinrichtungen zeigen, daß große Häuser an zentralen Standorten wenig sinnvoll sind. Kleinere Einrichtungen erfordern wiederum eine bestimmte räumliche Größe, um die notwendigen Funktionsräume wie Saal, Gruppenräume, Küche, Spielräume, Werkräume etc. unterbringen zu können, die für ein reichhaltiges und differenziertes Angebot gebraucht werden.... Die Inneneinrichtung muß variabel für unterschiedliche Nutzungszwecke sein und trotz der Sicherheitsbestimmungen Kommunikation erlauben und Atmosphäre ausstrahlen“ (S.179f).

Freizeitarbeit

Opaschowski hat auf Grundlage der Habermas'schen Kategorien der „Regeneration“, „Kompensation“ und „Emanzipation“ ein aus acht Elementen zusammengesetztes Funktionssystem der freien Zeit zusammengestellt, die sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Ziele beinhalten (1976, S.117f):

1. Rekreation d.h. Erholung und Entspannung;
2. Kompensation d.h. Ablenkung und Zerstreuung;
3. Edukation d.h. Lernen und Weiterbildung;
4. Kontemplation d.h. Selbstbesinnung und Selbstfindung;
5. Kommunikation d.h. Mitteilung und Partnerschaft;
6. Partizipation d.h. Beteiligung und Engagement;
7. Integration d.h. Sozialorientierung und gemeinsame Lernerfahrung;
8. Enkulturation d.h. Kulturelle Selbstentfaltung und Kreativität.

Je nach alters-, schicht-, geschlechts-, regional- (u.a.) spezifischen Merkmalen ergeben sich unterschiedliche Akzentuierungen und Gewichtungen der Ziele.

Schilling stellt fest, daß „das Ferienlager ein eigenes Lern- und Erziehungsfeld darstellt, mit eigenen Lern- und Erfahrungszielen. Bei den Erziehungszielen geht es darum, in der Persönlichkeit eines Menschen psychische Dispositionen zu verändern bzw. auf sie Einfluß zu nehmen“ (1981, S.40). Ziele, die ein Ferienlager nach Schilling anstreben kann, sind gesellschaftliche Ziele (die an Sozialisationszielen der Familie, Schule, Beruf, Jugendhilfe oder Kurzzeitpädagogik angelehnt sein können), die jedoch durch individuelle (individualpsychologische) Ziele konkretisiert und ergänzt werden müssen.

Nach Klein ergeben sich die Ziele einer Freizeit aus der „Gegenüberstellung der Thesen zum Menschenbild und der (...) Situation von Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft“ (1978, S.20).

Die Vorbereitung einer Ferienfreizeit beinhaltet also für die Betreuer auch Klärung der Einstellungen, Erwartungen und Zielvorstellungen der Teamer, der Vorstellungen und Voraussetzungen einer Teamarbeit (vgl. Schilling, 1981, S.83; Klein, 1978, S.281). Ein weiteres Aufgabenfeld der Betreuer ist die *Organisation* des Lagers. Schilling betont in diesem Zusammenhang vor allem die Mitverantwortung der Teilnehmer. Dabei ist für ihn klar, daß es nicht eine „Totaldemokratie“ (S.117/ 121) sein kann, sondern verschiedene Grenzen festgelegt sind

oder werden müssen. Mitverwaltung bedeutet auch nicht Gewährenlassen, sondern Engagement. Kollan definiert Selbstbestimmung in einer Ferienfreizeit als Selbstversorgung und Selbstorganisation. Er plädiert also zusätzlich für die Übernahme der „tagtäglichen Existenzsicherung“ (1980, S.124) durch die Teilnehmer des Ferienlagers. Er will damit dem vorwiegenden Versorgungscharakter des Ferienlagers entgegenwirken. „Selbstversorgung ist daher ein Schritt zur Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen. Ein Fehlen dieser Kontrolle ist hingegen - den Ergebnissen der Motivationsforschung von Holzkamp-Osterkamp zufolge - als eine der Hauptursachen unmotivierten menschlichen Verhaltens zu betrachten“ (Kollan, 1989, S.127).

Beratung und Hilfe im Jugendhaus

Für die Jugendlichen sollte es in jedem Treff ein Beratungs- und Hilfsangebot geben: Dieser Bereich kann insbesondere vier Funktionen umfassen.

- „Offenes Ohr“ und Anlaufpunkt bei akuten Problemen und Sorgen der Jugendlichen
- Beratung bei konkreten Problemen
- Koordination mit andern für Jugendliche wichtigen Stellen/Institutionen und Weitervermittlung an andere spezialisierte Beratungs- und Hilfeangebote.
- Hilfe bei akuten Notsituationen der Jugendlichen.
- Die „Beratungs- und Hilfestelle“ soll in den offenen Bereich integriert sein, ihre Mitarbeiter sind Teil des Hauses und den Jugendlichen nicht nur als Berater bekannt. Neben dieser Eingebundenheit, muß der Beratungsbereich aber auch abgegrenzt, klar für die Jugendlichen erkennbar sein.

Gespräche und ein „offenes Ohr“ für die Probleme und Sorgen der Jugendlichen können zwar auch im Cafebereich stattfinden, wünscht der Jugendliche ein Einzelgespräch oder hält es der Mitarbeiter für nötig sich zurückzuziehen, so muß hierfür aber ein eigener Beratungsbereich zur Verfügung stehen.

Die Mitarbeiter, sollten bedingt durch die Personalsituation immer in der Lage sein, auf das Beratungsbedürfnis der Jugendlichen einzugehen, ohne eine andere Arbeit vernachlässigen zu müssen.

Eine Vernetzung und Koordination mit andern Hilfsangeboten in der Stadt oder im Landkreis muß gewährleistet sein, um Jugendliche weitervermitteln zu können.

Das Konzept der Inter-Actions Faubourgs z.B. kann hier verortet werden. Dort wird versucht, den Jugendlichen (in der Mehrzahl luxemburgische und portugiesische, sozial Benachteiligte in ihrem Wohnviertel mit dem Jugendhaus einen Freiraum zu schaffen, wo sie zurückgezogen an ihren Alltagsproblemen arbeiten können. Der Jugendlichen soll in seiner Gesamtheit angesprochen werden und ihm der Übergang ins Erwachsenenalter erleichtert werden, diese Position scheint uns allerdings, wie anfangs erläutert, heute zu kurz zu greifen. Das Ziel der Autonomie des Jugendlichen im Hinblick auf eine optimale Integration in das soziale Leben weist auf einen emanzipatorischen, bedürfnisorientierten Ansatz hin. Der Sozialarbeiter soll den Jugendlichen in seinem Wohnviertel aufsuchen und ihm mit dem Jugendhaus einen Knotenpunkt im sozialen Netz anbieten. Neben der Familie und dem Wohnviertel spielen auch bei den Inter-Actions-Faubourgs die Freundschaftsbeziehungen, die Clique, eine tragende Rolle bei der Entwicklung der Jugendlichen.

Einen Schritt in diese Richtung hat das Jugendhaus in Trägerschaft des Caritasverbandes Luxemburg unternommen, indem mit der anonymen Jugendberatung eine Kooperation versucht wird.

Öffentlichkeitsarbeit im Jugendhaus

„Systematisch betriebene Öffentlichkeitsarbeit (...) ist ein dem Selbstverständnis der Einrichtung entsprechendes Eintreten für bestimmte Ziele und Interessen in der Öffentlichkeit. Sie ist also ein wesentlicher Bestandteil der Stadtteilarbeit, beginnt im eigenen Hause, umfaßt die Öffnung zum Stadtteil, die Pflege guter Beziehungen zu den anderen Einrichtungen, Gruppen und Initiativen, bezieht die Jugendlichen und MitarbeiterInnen im eigenen Hause aktiv ein, setzt Kenntnisse über die Bedürfnisse und Defizite im Stadtteil voraus, dient nicht nur zur Selbstdarstellung, will informieren und argumentieren, nicht angreifen und verletzen. - kurz gesagt: Öffentlichkeitsarbeit ist Netzwerkarbeit!“ (Schwarz, 1991, S.210).

Kooperation intern und extern

Nach Schwarz gibt es drei Ebenen, auf denen Kooperation unentbehrlich ist. Auf der Ebene der Verwaltungstätigkeiten ist die Kooperation im Team und mit der Leitung, dem Träger und anderen externen Verwaltungen eine notwendige Voraussetzung für die Organisation der inhaltlichen Arbeit. Der Jugendarbeiter muß also die Kompetenz haben, Aufgaben und Verantwortung zu delegieren.

Schließlich bedeutet *Vernetzung im Stadtteil* die Kooperation nach außen. Diese bleibt jedoch nicht beim zufälligen Erfahrungsaustausch zwischen den Einrichtungen oder MitarbeiterInnen stehen, sondern bedeutet „ein Ineinandergreifen verschiedener Arbeitsformen, ein Herstellen gegenseitiger, auf gemeinsamen Problemverständnissen aufbauender Verbindlichkeit“ (Merchel, 1989, S.18 zit. nach Schwarz, 1991, S.212).

Mitarbeiter im Jugendhaus

Eine weitere Kooperationsebene muß zwischen den JugendarbeiterInnen und den Jugendlichen bestehen: ohne die Mitarbeit der Jugendlichen (und die Zusammenarbeit der PädagogInnen) ist eine „zielgruppenorientierte Bedarfsfeststellung und bedürfnisorientierte Planung“ (Schwarz, 1991, S.212) nicht möglich.

Mit der Entwicklung der Jugendhäuser, ihren Aufgaben und Zielen hat sich auch die Rolle des Jugendarbeiters gewandelt. Hafenecker hat neun vorfindbare, zukunftsfähige *Professionsprofile* zusammengestellt. Dem Jugendarbeiter bieten sich demnach Profile an (Hafenecker, 1992, S.79),

- die ihn als 'Drehpunktperson' sehen,
- die den pädagogischen Bezug in den Mittelpunkt stellen,
- die ihn als authentischen Erwachsenen sehen, der angreifbar und kritisierbar Sinn- und Orientierungsprobleme repräsentiert,
- die von ihm Begeisterung und Faszination beim Einsatz spezifischer Fähigkeiten und Qualifikationen einfordern,

- die die Selbstbestimmung und Selbstorganisation der Jugendlichen hervorheben und den Jugendarbeiter anweisen, den dabei zum Vorschein kommenden Emanzipationsprozeß klärend und beratend zur Durchsetzung zu verhelfen,
- die seinen Auftrag vordringlich in der Vernetzung, Kommunikation und Strukturierung von integrativen Lernprozessen erkennen,
- die eine 'geschlechtsbewußte' Jugendarbeit fordern, die das Geschlechtsverhältnis vor allem aus der Perspektive der Mädchen thematisiert,
- die Beratung, Begleitung, konkrete Hilfen und gemeinwesenorientierte Ansätze für Probleme beinhalten,
- die auf den Dienstleistungscharakter der Jugendarbeit abheben.

Heute „kann Jugendarbeit ... nur noch auf Effektivität hoffen, wenn sie bereit ist, sich in mehreren Hinsichten zu entpädagogisieren“ fordern Krieger/Mikulla (1994, S. 125ff.):

- Pädagogische Angebote sollen nur auf von den Jugendlichen artikulierte Bedürfnisse, besser noch auf ihre Veranlassung hin erfolgen.
- Die Einrichtungen sollen als offenes, unstrukturiertes Raum- und Kommunikationsangebot, als Rückzugsort, als Stützpunkt dienen.
- Kein Einfluß auf die Gruppendynamik der Clique von seiten der Jugendarbeit.
- Akzeptanz der Erlebnis- und Actionbedürfnisse der Jugendlichen.

„Jugendarbeit kann den Jugendlichen auf pädagogischem Wege sicherlich keine Orientierungen für ihre Identitätsbildung vermitteln, sie kann aber ihre Orientierungschancen mehren und mitgestalten und sie kann Erfahrungsräume schaffen, in denen identitätsbildende Prozesse sich entwickeln können. Sie hat dabei zu beachten, daß gerade unter den spezifischen Bedingungen offener Jugendarbeit, nämlich Freiwilligkeit in der Teilnahme, jegliche Einflußnahme mit Rücksicht auf die selbstorganisatorische Autonomie der jugendlichen Persönlichkeit auszurichten ist“ (ebenda, S. 133).

Mit diesem Anspruch arbeitet auch der für die Jugendpolitik zuständige luxemburgische Stadtschöffe Paul-Henri Meyers:

„Die Bedürfnisse der Jugendlichen erfahren wir also, indem sie sich zusammenschließen oder sich in bestehenden Vereinen...organisieren und ihre Wünsche artikulieren. ... Wir gehen also auch davon aus, daß die Jugendlichen selbst ihre Projekte in die Hand nehmen müssen, die Gemeindeverwaltung nur komplementär wirkt. ... Wenn die Jugendlichen sich organisieren, sind wir bereit, ihnen die notwendige Infrastruktur zur Verfügung zu stellen, ihnen auch Mittel für bestimmte Aktivitäten zu geben“ (forum 184, 5/98, S. 44ff.).

Meyers fordert angesichts einer in den Kinderschuhen steckenden Jugendpolitik „zuerst mal eine Bestandsaufnahme“, eine Evaluation des bisher Geleisteten, um „die Wirksamkeit des kommunalen Dienstes und seiner Aktivitäten zu untersuchen und zu diskutieren“ (ebenda, S. 49).

Neben den hauptamtlichen MitarbeiterInnen arbeiten in der Jugendarbeit jedoch auch viele 'Ehrenamtliche', 'Freiwillige' oder 'Bénévoles'. Sie haben eine herausragende Bedeutung. Da sie nicht in beruflichen Abhängigkeiten und Verpflichtungen stehen, sich mit den Zielen der Jugendarbeit stark identifizieren, ermöglicht die Mitarbeit von Ehrenamtlichen eher Selbstorganisationschancen, gesellschaftliches Engagement und weniger pädagogisierte Beziehungen.

Nach Gernert ist die Mitarbeit von Ehrenamtlichen dann effizient, „wenn sie mit der übernommenen Aufgabe nicht überfordert werden und eine positive Kooperation mit den Hauptamtlichen gewährleistet ist. Ein bloß gutwilliger Helfer dagegen kann sich allenfalls mit den Hilfsbedürftigen solidarisieren“ (1988, S.325).

Die hauptamtlichen Mitarbeiter in der Jugendarbeit haben vor allem die Aufgabe, die Infrastruktur der Jugendarbeit abzusichern, insbesondere durch die Aus- und Fortbildung der Ehrenamtlichen, durch Reflexion und Qualifizierung ihrer Arbeit, durch Konzeptvorbereitung für offene Jugend- und Jugendbildungsarbeit, durch die Gewinnung von neuen MitarbeiterInnen. Sie wirken mit einem Multiplikatoreneffekt und sind für die Kontinuität und Fachlichkeit der Arbeit unverzichtbar.

Zum Verhältnis Jugendclique - Jugendhaus

„Anders als in den 70er Jahren ist das Jugendhaus für viele Jugendliche nicht mehr der Zufluchtsort, um sich der sozialen Kontrolle des Elternhauses zu entziehen. Besonders in den Mittelschichtsfamilien hat sich das Generationsverhältnis zum positiven verändert und erheblich „entdramatisiert“ (Böhmisch); viele Jugendliche in dieser sozialen Schicht haben ein eigenes Zimmer und brauchen infolgedessen das Jugendzentrum nicht mehr für ihre Ablösungsprozesse von zu Hause... Für diese Jugendlichen ist das Jugendzentrum interessant, wenn sie in ihm ihre Freunde/-innen oder allgemein „interessante Typen“ treffen, wenn sie nicht pädagogisch „bearbeitet“ und zum Lernen angehalten werden, sondern das tun und lassen können, was sie momentan unter „Leben“ verstehen. Entsprechende Angebote und „Freiräume“ werden erwartet, der Kontakt mit gleichaltrigen wird gesucht, aber auch Erwachsenen, die auf Jugendliche eingehen, ohne sie zu bevormunden - also Persönlichkeiten, nicht männliche oder weibliche Rollenträger/-innen professioneller Sozialarbeit. Weil sie ihre Individualität und Subjektivität erst noch suchen und entwickeln müssen, brauchen sie ein günstiges Klima für ihre eigenständige Entfaltung und jugendspezifische Geselligkeit; sie lernen durch die „Clique“, von den anderen Jugendlichen und durch PädagogenInnen, die ihnen möglichst wenig Vorschriften machen, aber auch nicht alles selber machen und vor allem nicht alles „sehen“ und „im Griff“ haben müssen, sondern ihre Versuche selbständiger Aktivitäten behutsam unterstützen.“ (Schwarz 1991, S.180-181).

„Je mehr die formellen Erziehungssysteme wie Familie, Schule und auch die Jugendverbände an Einfluß bei den Jugendlichen verlieren, desto wichtiger werden die Gleichaltrigengruppen für die Entwicklung. Sie stehen in Konkurrenz sowohl zur Elternfamilie wie auch zum Disziplin- und Machtanspruch der Schule. Viele JugendforscherInnen ... vertreten die Auffassung, daß die Verbreitung der informellen Gruppen darüberhinaus auch eine Reaktion auf „blockierte Lebenswege“ der Jugendlichen darstelle, da „Jugendcliquen vor allem dann entstehen und an Bedeutung gewinnen, wenn Jugendlichen eine vorstellbar gewordene bessere Zukunft abgeschnitten wird“ (Liebel) und „der Verzicht auf die Befriedigung gegenwärtiger Bedürfnisse zugunsten in der Zukunft liegender Gratifikationen“ (Hornstein) keinen Sinn ergibt. Da dies vor allem für die Jugendlichen aus Arbeiterfamilien zutrifft, aber auch für ausländische Jugendliche, sind sie vor allem in den Jugendhäusern anzutreffen und versuchen hier, ihre Bedürfnisse zu erfüllen und unter Umständen auch gegen den Widerstand anderer Jugendlicher oder der SozialpädagogInnen durchzusetzen... Wer die Jugendlichen nur als Einzelpersonen sieht oder akzeptieren will, bestimmten Gruppen den Zutritt oder ihre Symbole untersagen will (z.B. sog. „Jackengruppen“) oder einzelne Jugendliche aus ihren Gruppen lösen will, der treibt sie aus dem Jugendhaus. Vor die Wahl gestellt, werden sich die meisten von ihnen immer für die Gruppe und gegen die Einrichtung entscheiden. Denn nur in der Gruppe fühlen sie sich wohl und stark, allein im Jugendhaus können sie sich nur verlassen oder umstellt fühlen“ (ebd., S.181-182).

4.3.1. *Das Jugendhaus im Spiegel der Jugendforschung*

Im folgenden sollen einige Ergebnisse empirischer Untersuchungen dargestellt werden, die Aufschluß über Erwartungen an und Probleme von Jugendhäusern geben können.

Offene Jugendarbeit hat sich in 20 Jahren Professionalisierung vom "emanzipatorischen Entfaltungsraum zum bürokratischen Dienstleistungsangebot mit pädagogisch begründeten Öffnungszeiten" entwickelt (Liders 1990) und ist in eine "tiefe Akzeptanzkrise" (Ferchhoff/Sander/Vollbrecht 1988) geraten, deren Einzelaspekte sich wie folgt zusammenfassen lassen:

- Jugendhäuser und Jugendzentren sind zu gefestigten Institutionen geworden, haben bürokratische Abläufe an die Stelle personenbezogener Beziehungen gesetzt, die die Handlungs- und Selbstorganisationsmöglichkeiten der Jugendlichen sehr stark einschränken. Bei der generellen Abneigung der Jugendlichen gegen bürokratische Normen, institutionell geprägte Umgangsformen und kollektive Mitgliedschaften in Organisationen (Kirchen, Parteien, Verbände, Vereine etc.), sind die häufig von der Verwaltung initiierten und reglementierten Jugendhäuser aufgrund ihrer fehlenden äußerlichen Attraktivität und rampo- nierten Innenausstattung zu Orten geworden, die zunehmend gemieden werden. Hinzu- kommt, daß bei dem chronisch gestörten Verhältnis der Erwachsenengenerationen zur Ju- gend, bei der politischen Randstellung und ökonomischen "Unproduktivität" von Ju- gendarbeit als Standorte für Jugendeinrichtungen fast nur noch Plätze außerhalb der Wohngebiete mit schlechter sozialer Infrastruktur und Verkehrsanbindung in Frage kom- men.
- Der dramatische Besucherrückgang zwischen 20 und 60% in vielen Jugendhäusern ist äu- ßerer Ausdruck der "inneren" Krise und führt zu erheblichen Legitimationsproblemen ge- genüber den Zuschußgebern und der politischen Öffentlichkeit. Nur 15% der Jugendlichen zwischen 13 und 19 Jahren besuchen laut der Untersuchung von Baacke u.a. aus dem Jah- re 1988 ein Jugendzentrum und nur für 5% ist es "der wichtigste Freizeitort". Der "Randständigkeit" der Jugend und Jugendpolitik im gesamtgesellschaftlichen Kontext ent- spricht also die "randständige" Rolle der Jugendarbeit im Alltag der meisten Jugendlichen.
- Als Gründe für ihre Ablehnung und Abstinenz werden von den ca. 85% Nicht-Besuchern angegeben (Ferchhoff u.a. 1988):
 - interessiere mich nicht für Jugendzentren
 - weiß mit meiner Zeit etwas besseres anzufangen
 - die Leute dort gefallen mir nicht
 - dort ist nichts los ("tote Hose")
 - das nächste Jugendzentrum ist schwer zu erreichen
- Der jugendliche Exodus aus den einst so engagiert erkämpften und vehement verteidigten Jugendzentren vollzieht sich nicht unter Protest und Anklagen gegen wen auch immer, sondern auf "leisen Sohlen"...
- Ein weiterer Grund für ihr Wegbleiben ist, daß Jugendliche anspruchsvoller und kritischer geworden sind und das Angebot in den Jugendhäusern unter dem Gesichtspunkt einer per- sönlichen Kosten-Nutzen-Analyse aufmerksamer prüfen...

- Immer mehr Jugendliche wenden sich Orten und Räumen zu, in denen sie nicht mehr mit herkömmlichen sozialpädagogischen und sozialpolitischen Strategien erfaßt werden können... (z.B. Kino, Discothek, Kaufhäuser, Musikkneipen usw.).
- Kursangebote wie Musik-, Werk-, Töpfer- und Fotogruppen beeindrucken die Jugendlichen sehr viel weniger als die technisch anspruchsvollen, ausgefeilten und perfekt inszenierten kommerziellen Konsum-, Medien- und Kulturangebote mit ihrem hohen Aufwand an Professionalität...
- Durch die Abwanderung wichtiger Alters- und Bildungsgruppen unter den Jugendlichen sind die Jugendzentren zu Freizeitorten einer "randständigen", "auffälligen" Jugendszene geworden, mit denen die an Konsum, Mode, Musik und an sich selbst interessierten Jugendlichen nichts zu tun haben wollen...Jugendliche, die zu Hause eingeeignet und kontrolliert sind, besuchen das Jugendzentrum häufiger als solche mit eigenem Zimmer und genügend Geld für die Angebote kommerzieller Einrichtungen." (Schwarz S. 138 - 142)
- Um Freiraum für Experimente, für genaue Beobachtung und qualifizierten pädagogischen Umgang mit den sich wandelnden Bedürfnissen der Jugendlichen sein zu können, müssen die personellen, organisatorischen und finanziellen Voraussetzungen stimmen...
- Dazu braucht es kleinere, stadtteilbezogene Einrichtungen, deren Arbeitskonzeption aus der Angebots- und Defizitanalyse des Stadtteils entwickelt werden und an die vorhandenen Gruppen und Interessen der Jugendlichen anknüpfen muß;
- Jugendarbeit muß die Bedürfnisse von Jugendlichen ernst nehmen, auch wenn sie bedenklich erscheinen (Video, Drogen), muß die Ursachen erforschen und darf nicht nur an den Symptomen ansetzen oder bloß „gegenhalten“...
- Um Mitbestimmung und Selbstorganisation der Jugendlichen als Voraussetzung für das Erlernen sozialer Verhaltensweisen zu entwickeln, muß den Einrichtungen Autonomie und den Pädagogen Handlungskompetenz zuerkannt werden...
- Jugendhäuser müssen auch Beratung und lebenspraktische Hilfen ohne die ämterüblichen Schwellen und verbreitete psychosoziale Spezialisierung anbieten, außerdem im Stadtteil vernetzt sein und weitervermitteln können..." (Schwarz, S. 223-224)

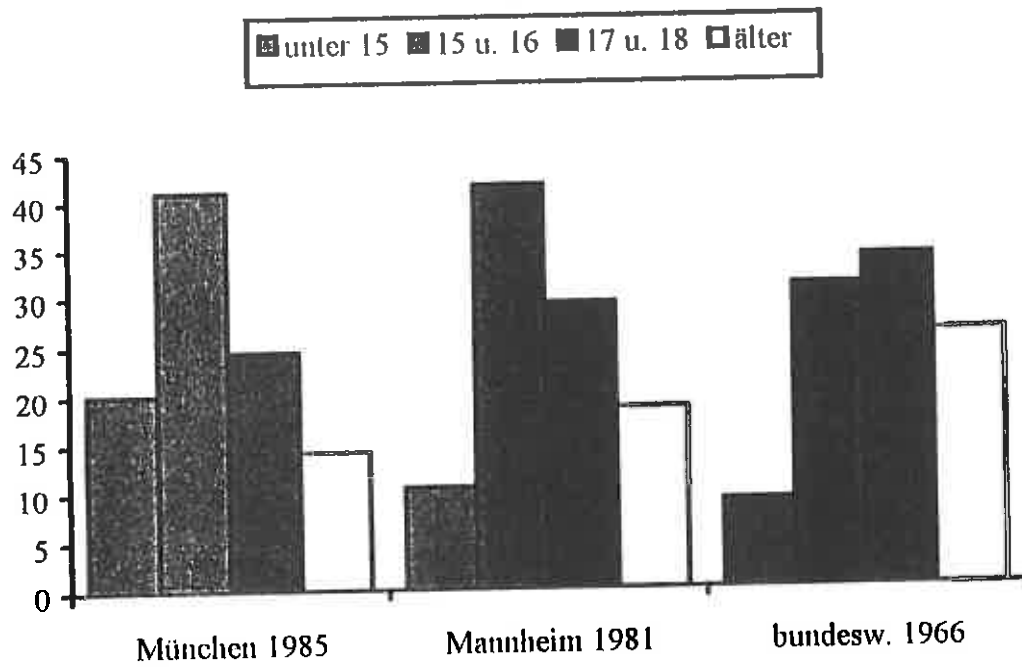


Abb. 1 Verteilung der Altersstufen von Jugendhausbesuchern (in %) in verschiedenen Untersuchungen

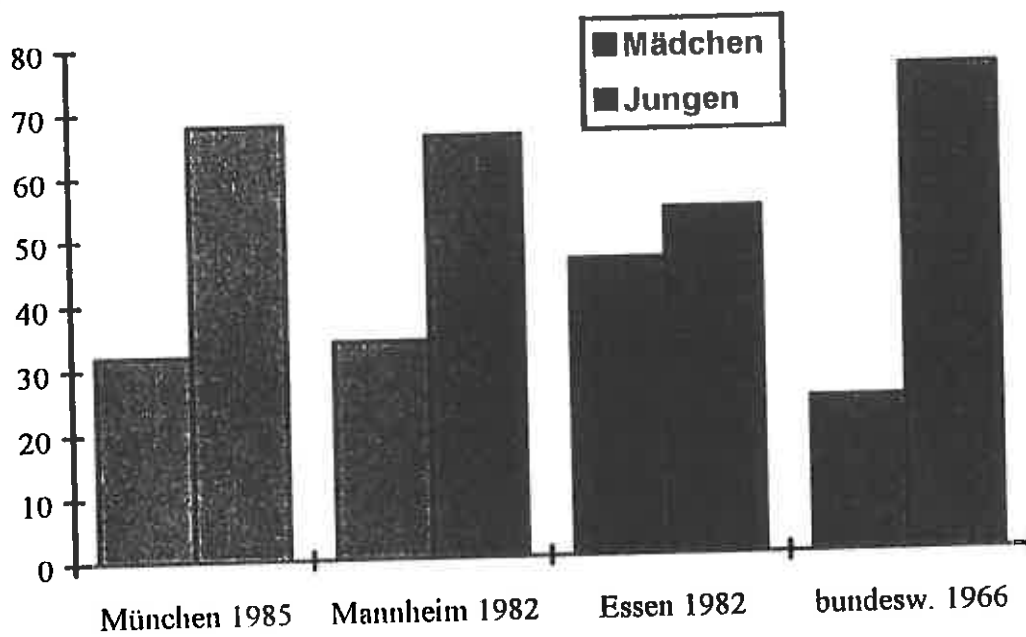


Abb. 2 Verteilung der Jugendhausbesucher nach Geschlecht

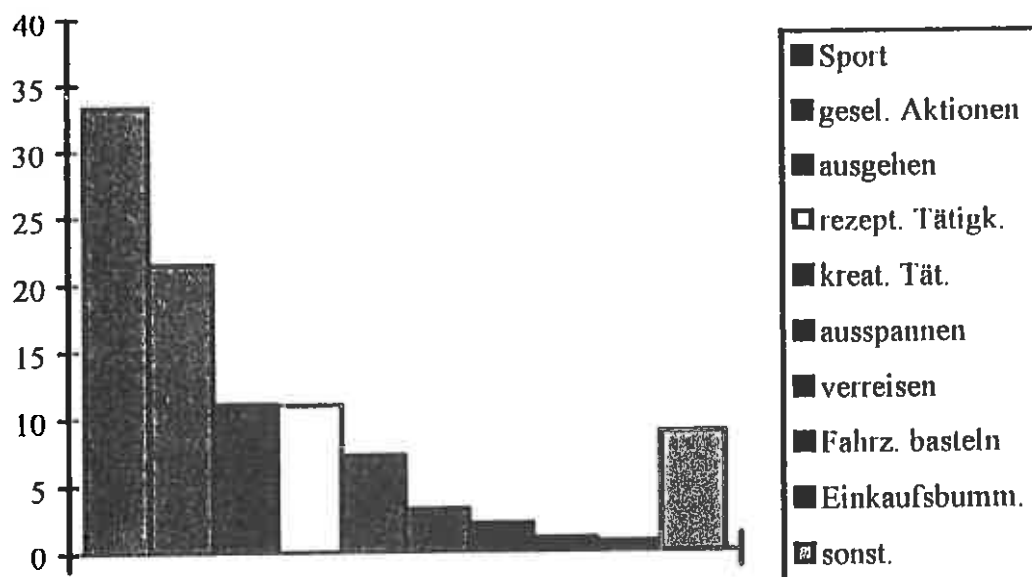


Abb. 3 Was machst Du in der Freizeit am liebsten?

Auf die Frage: „Warum gehst Du nicht ins Jugendhaus?“ gaben die Jugendlichen folgende Antworten (nach Häufigkeit):

- mag Besucher/Atmosphäre/Milieu nicht
- kein Interesse an Jugendhaus-Angeboten
- kennt Jugendhaus nicht/kennt keine Leute dort
- Freunde außerhalb/Freunde gehen nicht hin
- andere Interessen
- wegen Team/Pädagogen
- keine Zeit
- zuviele Ausländer
- Verbot der Eltern

Auf die Frage „Warum gehst Du nicht mehr ins Jugendhaus?“ antworteten die befragten Jugendlichen:

- Langeweile/verändertes Programm/Angebote gefielen nicht mehr
- wegen Ausländer/Türken
- habe Freund/Clique außerhalb
- Leute nicht mehr gefallen
- Leute zu jung

- Inzwischen andere Interessen
- wegen Betreuern

(Siehe Bauer, S. 56-57).

Fragt man die Jugendlichen, was sie im Jugendhaus suchen oder machen wollen, so wird deutlich, daß ihre Erwartungen auf die nicht vorhersehbaren Ereignisse und unerwarteten Situationen gerichtet sind: auf "Äktschn", Spannung und Leben, aber auch auf ernsthafte Gespräche, die sich aus der Situation ergeben, auf Zuwendung, Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit. Jugendliche wollen im Jugendtreff alles, und zwar sofort:

- reinkommen, sich hinsetzen, in Ruhe gelassen werden
- Freunde und Bekannte treffen
- sich die Langeweile vertreiben (lassen)
- einen Freiraum schaffen, in dem keine Erwartungen an sie gestellt werden
- es muß aber auch "was los" sein
- es muß sogar ganz "speziell was los" sein (half pipe, Konzerte, Parties)
- wo bleibt denn der Soz.Päd. als animateur?
- "Immer dieser Sozi als Vortänzer! Wir wollen selber was machen
- "wir wollen auch mal was zu sagen haben! Was ist nun mit der Mitbestimmung?"
- der Soz.Päd. soll die Bedürfnisse der Jugendlichen nicht nur kennen, sondern auch anerkennen und vor allem darauf reagieren
- Jugendliche wollen über Probleme ernsthaft reden können und konstruktive Kritik erfahren, nicht immer nur der "tolle Macker" sein
- "Scheiße bauen" und "Randale machen"
- Unterstützung bei Problemen, Schwierigkeiten und Straftaten" (Schwarz S. 104 - 105)

Warum gehen Jugendliche in Jugendhäuser?

- Kontakt mit Gleichaltrigen: Kontakte in der Clique, zur Freundin/Freund.
- Individuelle Handlungsspielräume (z.B. bei Disco-Veranstaltung) im Gegensatz zu anderen Veranstaltungsformen, wie z.B. Bildungs- und Kursangebote. "Besonders geschätzt werden die Tanzveranstaltungen und anderen geselligen Aktivitäten, weil sie die günstigsten Voraussetzungen für Kontaktbedürfnisse der Jugendlichen und für den Wunsch nach Unkontrolliertheit bieten." (Schwarz S. 106)
- Die Jugendlichen sind an Gruppen- und Kursangeboten nicht interessiert.

Wichtig sind die Häufigkeit und Attraktivität von offenen Angeboten und der Grad der Offenheit: "Hierunter verstehen die Jugendlichen vor allem die unreglementierte Autonomie und ihre durch Pädagogen nicht eingeschränkte Selbständigkeit." (Schwarz S. 106)

Hieraus resultiert die fehlende Kontinuität und geringe Intensität sowie die hohe Fluktuation bei der Teilnahme an speziellen Gruppenveranstaltungen.

"Offensichtlich ist die sprunghafte Interessenlage und wechselnde Neugierhaltung durch die Lebensphase bedingt und entspringt den vitalen Bedürfnissen der Jugendlichen, die zu respektieren den Erwachsenen generell und auch manchen professionellen Sozialpädagogen schwer fällt." (Schwarz S. 107)

Die Angebote vieler Jugendhäuser kommen den Wünschen der Jugendlichen nur teilweise entgegen und die Änderungswünsche beziehen sich vor allem auf eine Erweiterung der offenen Angebote. Bei den Räumen wird weniger die Größe als ihre fehlende Gemütlichkeit und geringe Verwendbarkeit kritisiert. Dennoch sind in den Augen der Jugendlichen, vor allem aber der meisten Pädagogen die meisten Jugendhäuser in Größe und Raumangebot zu klein und die Raumknappheit führt häufig zum Streit. Gerade die für den offenen Betrieb geeigneten Räume wie Disco, Saal etc. sollten nach Meinung der Jugendlichen in Größe und Ausstattung verbessert werden.

Unzufrieden sind die Jugendlichen auch mit den Öffnungszeiten, die als zu wenig flexibel gesehen werden. Spontane Wünsche nach Unternehmungen außerhalb der regulären Öffnungszeiten werden dadurch unmöglich, viele Veranstaltungen müssen zum falschen Zeitpunkt abgebrochen werden. Das erinnert an die Situation zu Hause und mindert die Motivation für den Besuch im Jugendtreff für viele Jugendliche erheblich. Die Diskussion um die Öffnungszeiten und die Schlüsselgewalt wird deshalb von den Jugendlichen zu Recht im Zusammenhang der Mitbestimmungsregelung gesehen und mit viel Engagement geführt." (Schwarz S. 108)

"Ausschlaggebend für den Gang ins Freizeithaus ist für die meisten Jugendlichen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe und festen "Freundescliquen", die sich dort trifft. Die Geborgenheit in dieser 'peer group' ist für das Denken und Handeln der Jugendlichen maßgeblicher als das soziale Herkunftsmilieu und die eigene Familie - bei den Mittelschichtsjugendlichen mehr noch als bei den Jugendlichen aus der Unterschicht." (ebd. S. 109)

4.4. Jugendhaus oder lokale Jugendtreffs?

Ein Jugendhaus oder Jugendzentrum stellt einen eher großräumigeren Mittelpunkt dar. Es hat kein eng begrenztes Einzugsgebiet und ist geeignet, auch Jugendliche aus Nachbargemeinden anzuziehen. Ein Jugendtreff (oder Jugendclub) ist dagegen eher kleinräumig und lokal begrenzt und daher auf Jugendliche einer Ortsgemeinde beschränkt.

Ein Jugendhaus faßt eher mehrere Aufgabenstellungen zusammen: Freizeitgestaltung, kulturelle Angebote, Bildungs- und Beratungsangebote sowie Betreuungsangebote für Schulkinder (z.B. Hausaufgabenhilfe, therapeutische Schülerhilfe). Es hat also eine Angebotsstruktur, die wechselnde und eher anonyme Besucher anspricht. Ein Jugendtreff hat dagegen eine homogenere Besucherstruktur, das Angebot ist eher enger an den Interessen der augenblicklichen Besucher orientiert. Damit ist es auch einem rascheren Wechsel und Verfall unterworfen.

Der Jugendtreff setzt wegen seines Prinzips der Selbstorganisation das Vorhandensein einer Initiativgruppe voraus. Da er jedoch sehr abhängig von der jeweiligen lokal bezogenen Initiativgruppe ist, ist er auch anfällig gegenüber Veränderungen in dieser Gruppe. Die Jugendtreffs werden z.B. seit kurzem im Saarland und in Rheinland-Pfalz gefördert und von verschiedenen Gemeinden als lokale Jugendarbeitsmaßnahme zur Verfügung gestellt. Sie treten neben die bestehenden Jugendhäuser und sollen flächendeckend eingeführt werden. Meist werden der Raum gestellt und minimale Bewirtschaftungskosten übernommen. Mittel für eine pädagogische Arbeit werden dagegen nicht zur Verfügung gestellt. Es wird bei diesem Modell auf die Selbstorganisation und auf die Eigeninitiative vertraut. Das Modell unterliegt der Gefahr der Verinselung und der Beschränktheit auf eine Treffpunktfunktion. Weiter-

gehende pädagogische Angebote sind nur schwer möglich. Es ist nicht damit getan, daß eine Gemeinde lediglich einen Raum zur Verfügung stellt (schenk u.a. 1995). Darüber hinaus muß eine Beratung durch z.B. einen Jugendpfleger sichergestellt sein, um das Auseinanderfallen zu verhindern und es ist eine Vernetzung solcher kleinräumigen Angebote vorzusehen.

Der Jugendtreff hat natürlich aufgrund seines lokalen Bezuges und damit engen geographischen Einzugsbereiches Vorteile gegenüber dem zentral gelegenen Jugendhaus. Die dörfliche bzw. ländliche Jugendkultur muß den Jugendlichen (vor allem dort wo sie seit langem besteht) als Mittel zum Ausdruck erhalten bleiben. Die Jugendkultur darf nicht durch ein Jugendhaus in den Städten allein in diese hineinverlagert werden. Damit entstünde der Eindruck, Jugendkultur habe auf dem Land oder im Dorf keinen Existenzanspruch. Den Jugendlichen im Dorf darf nicht der Raum für „Geselligkeit“ verwehrt werden. Damit ist ein dörflicher Sozialraum gemeint, in dem die Jugendlichen ihre eigenen jugendkulturell geprägten Gelegenheitsräume suchen, ohne sich ganz von der dörflichen Tradition abzukoppeln (Böhnick/Winter 1990, S. 54f). Die „Geselligkeit“ muß als das „einfach so zusammensein“ und sich auf dem Land aufhalten verstanden und akzeptiert werden. Hier kann dann auch eine „Gegenwelt“ zum dörflichen Milieu entstehen (ebd. S. 143f). Für die Jugendlichen sind dies „subkulturelle“ Räume, die nicht verplant oder verregelt sind und vielfältige Möglichkeiten bieten („Möglichkeitsräume“) (ebd. S 99). Sie sind selbstverwaltet und oft einziger lokaler Treff außerhalb der Kneipen und Vereine. Die Jugendtreffs stellen damit eine angemessene Form besonders einer ländlichen Jugendarbeit dar.

Zur Sicherung des kontinuierlichen Angebots benötigt das Jugendhaus qualifiziertes hauptamtliches pädagogisches Personal und materielle Ressourcen für die pädagogische Arbeit. Wird diese Konsequenz nicht bedacht, so ist die Aufgabe auf Dauer nicht zu erfüllen. Ein Jugendhaus mit Mittelpunktfunktion für die angrenzenden Ortsgemeinden und wenig fester Besucherstruktur ist auf Dauer mit ehrenamtlichen Mitarbeitern nicht haltbar. Die in den 70er Jahren entstandenen Jugendzentren in reiner Selbstorganisation haben diesbezüglich genügend Erfahrungen geliefert.

Ein Jugendhaus ist nicht unmittelbarer Konkurrent zu den Jugendtreffs. Beide haben sehr unterschiedliche Zielgruppen und Aufgaben. Für eine Konzeptionsentwicklung muß jedoch eindeutig klar sein, was gewollt wird. Die finanziellen Konsequenzen einer solchen Entscheidung sind erheblich. Eine eindeutige Entscheidung trägt auch wesentlich zur Erwartungsklä rung der verschiedenen Interessen bei.

Der Jugendtreff kommt dem vorne erwähnten Konzept einer cliquenorientierten Arbeit näher und erfüllt stärker die Forderung nach unverregelten Räumen und Selbstorganisation.

4.5. Jugendbuden als flexible und mobile Form der Jugendarbeit

Sozialräumliche Orientierung ist eine Grundlage der anzustrebenden Form der Jugendarbeit. Jugendliche finden heute immer weniger Räume, im sozialen wie territorialen Umfeld, in denen sie sich zwanglos treffen können. Eine offene Angebotsstruktur ohne Verregelung ist wünschenswert, da immer mehr Bereiche des alltäglichen Lebens einer bestimmten Funktion unterworfen sind und somit gewisse Verhaltensregeln erwartet werden. Jugendarbeit, die sich sozialräumlich orientiert, hat Ressourcen, Infrastrukturen und Kompetenzen anzubieten, die es den Jugendlichen ermöglicht, eigene Räume nach ihren Wünschen und Ideen auszugestalten, ohne sich an einem spezifischen Aktivitätenprogramm oder bestimmten Orientierungen zu beteiligen.

- Bereitstellung von unverregelten Räumen mit relativer Freiheit der Jugendlichen

- Zielgruppe sind Kinder und Jugendliche mit ihren wechselhaften Interessen
- Raumangebote sind integriert zu sehen, als Teil der Lebenswelt ohne bestimmte Funktion
- Das Personal, so weit überhaupt notwendig, richtet sich nicht nach pädagogischen Mustern, sondern orientiert sich an den Jugendlichen (informelle Beratung, Kommunikation, Vermitteln). (Krafeld 1992)

Für die Jugendlichen in Luxemburg (in städtischen, aber besonders auch in ländlichen Regionen) könnte auch das Konzept von sogenannten Jugendbuden (Maier 1995) in Erwägung gezogen werden. Jugendbuden bestehen im süddeutschen Raum seit mehr als dreißig Jahren, wurden aber in der Literatur bisher nur wenig beschrieben. Wegen ihrer relativen Unbekanntheit sollen sie hier näher vorgestellt werden. Grundprinzip eines solchen Ansatzes ist die Aneignung von Kellern, Scheunen, ehemaligen Ställen oder alten Bau- oder Zirkuswagen, welche in Eigenregie zu autonomen Freizeiteinrichtungen ausgebaut wurden. Der Begriff „Bude“ beinhaltet in der wissenschaftlichen Beschreibung den Begriff „Clique“, da oftmals einzelne Cliques ihre eigene Bude gebaut, angeeignet oder renoviert haben. Diese Einrichtungen dienen hauptsächlich als Treffpunkte für gemeinsame Aktivitäten und zum einfachen Zusammensein. Ansprechpartner für die Jugendlichen ist oftmals der Bürgermeister einer Gemeinde oder ein pädagogischer Mitarbeiter einer Behörde, die allerdings nur bei Konflikten oder organisatorischen Fragen unterstützend tätig werden.

Budenkultur und Jugendarbeit

Grundlage der Budenkultur sind die aktuellen Forderungen an die Jugendarbeit:

Cliquenorientiert und dezentral: Buden sind wohnortnahe und dezentrale Einrichtungen für Jugendcliques. Sie richten sich nicht vorrangig an bestimmte Altersgruppen oder Interessengemeinschaften und sind ein Beleg dafür, daß Jugendlichen mit ihrem wachsenden Bedürfnis nach Freiheit und Eigenständigkeit die vorherrschenden zielgruppenspezifischen Angebote nicht ausreichen. Jugendliche brauchen Raum für eigene Aktivitäten und autonome Freizeitgestaltung, wobei sich gezeigt hat, daß mehrere Jugendbuden in der Gemeinde keineswegs zu einer Isolation der einzelnen Cliques beitragen. Vielmehr wurden durch die Aneignung verschiedener Formen von Jugendtreffs die im Vorfeld angedeuteten „Verdrängungswettbewerbe“ und Rivalitäten verhindert.

Autonomie: Die selbstorganisierte Verwaltung, Ausgestaltung und Betrieb der Jugendbuden bringt Erfahrungen und Gestaltungsmöglichkeiten mit sich, die so im Umfeld der Jugendlichen oder in sozialen Institutionen nicht oder nur noch sehr selten möglich sind. Die Buden sind als Treffpunkte jederzeit verfügbar (Anmerkung: Oftmals wird bei Jugendräumen die bloße Reduzierung der Örtlichkeit auf einen Treffpunktcharakter kritisiert. Unserer Meinung nach überwiegen aber die Vorteile eines nicht verregelten Raumes mit seinen Gestaltungs- und Erfahrungsmöglichkeiten). Die Jugendlichen müssen selbst entscheiden, wie die Räume gestaltet und welche Aktionen geplant werden. In den fast vorprogrammierten Diskussionen um diese Punkte bietet sich ein Lernfeld in der Übung von Auseinandersetzungen. Des Weiteren werden Zuspruch und Kritik/Beschwerden von Anwohnern direkt erlebt. Positive wie negative Erfahrungen werden somit nicht gefiltert und die Verantwortlichkeit kann nicht verschoben werden. Als Folge könnte ein starkes Gemeinschaftsgefühl, Selbst- und Verantwortungsgefühl entstehen, sowie die Identifikation mit der Gemeinde gefördert werden. Über diese Identifikation wird nicht zuletzt das subjektive Gefühl der Lebensqualität, sondern auch das Image des Stadtteils geformt.

Sozialraumorientiertheit / Integration: Durch die Gestaltungsmöglichkeiten der Freizeit und der Orte, wo diese verbracht wird, ist eine prozeßhafte Umgestaltung möglich. Diese

Veränderung geschieht nach sich verändernden Bedürfnissen und ist somit ein Beitrag zur Gestaltung und Erhaltung einer vitalen Dorf- oder Stadtteilgemeinschaft. Die Buden stehen der gesamten Dorfgemeinschaft zur Verfügung und wurden mehrfach auch von Erwachsenen (Mitglieder verschiedener Vereine, Gemeinderat) genutzt und somit in die soziale Infrastruktur eingebettet.

Verständlicherweise gibt es auch Bedenken gegen eine Implementation von Jugendbuden. Diese entsprechen oft nicht den baubehördlichen, feuerpolizeilichen oder gewerberechtlichen Vorschriften. Auf öffentlichen Flächen werden Buden daher nur selten geduldet. Allerdings gibt es eine Möglichkeit diese Vorschriften zu umgehen, um Jugendbuden zu schaffen.

Beispiel einer Jugendbude

Diese Möglichkeit wurde in der Gemeinde Mietingen (Süddeutschland) angewandt. Hier schufen Landwirte auf Privatgrundstücken Gebäude, die dann Jugendlichen zur Verfügung gestellt wurden (auf Privatgelände ist der Bau von Gebäuden bis zu einer Grundfläche von 50 Quadratmetern ohne Baugenehmigung erlaubt, solange diese Gebäude landwirtschaftlich genutzt werden. Die Umnutzung der Gebäude geschah mit Einwilligung der Anwohner). Die Verwaltung der Gemeinde Mietingen zeigte hier Flexibilität und markierte hier einen wohlwollenden Standpunkt gegenüber den Jugendlichen. Jugendbuden können daher nur auf Privatgelände eingerichtet werden, es sei denn die Verwaltung würde rechtliche Vorschriften ändern oder Ausnahmeregelungen treffen (so verzichtete die Stadtverwaltung Biberach auf die Einhaltung rechtlicher Vorschriften und schloß mit den beteiligten Jugendlichen und deren Erziehungsberechtigten einen Vertrag, der die Rahmenbedingungen für die Nutzung des städtischen Grundstückes regelte).

Des weiteren ist die Schaffung von Jugendbuden zwangsläufig mit einer notwendigen Öffentlichkeitsarbeit verbunden. Überall dort wo Jugendlichen die Möglichkeit gegeben wird, sich autonom zu entfalten, gibt es natürlich Vorbehalte der Anwohner oder Gemeindemitglieder. Diese Vorbehalte werden bestätigt, sobald Konflikte in Form von Lärmbelästigungen oder ähnlicher Art auftreten. Allein Gerüchte reichen aus, um die Jugendlichen und ihre Buden zu diskreditieren. So kursierte im Landkreis Biberach lange die Vorstellung, daß in den Jugendbuden ausschweifende Parties gefeiert werden.

Die Frage, ob sich die im Südwesten Deutschlands entstandene Jugendbudenkultur auf Luxemburg übertragen läßt, soll anhand der Darstellung der Jugendbuden im Landkreis Biberach und in der Gemeinde Mietingen überprüft werden.

Die Jugendbuden wurden in erster Linie als Orte der Geselligkeit gegründet, um sich zu treffen, zu erzählen, Partys zu feiern, etc.. Darüber hinaus sind die Buden Ausgangspunkt für gemeinsame Aktivitäten und wurden sogar in die Planung von öffentlichen Veranstaltungen (Gemeindefeste, etc.) mit einbezogen.

Maier (1995, S.121) verweist auf die Beteiligung von „Buden-Jugendlichen“ bei der Renovierung des Kindergartens in Laupheim.

Die Budengründungen gingen im Bereich der Gemeinde Mietingen in der Regel von 13-15jährigen Jugendlichen eines Dorfes aus, die fehlende Angebote im Freizeitbereich kompensieren oder bestehende Angebote bereichern wollten.

Der Mitgliederstamm ist gleich zu setzen mit den Gründern der einzelnen Buden, die gemeinschaftlich über alle Budenangelegenheiten entschieden (Aufteilung der Arbeit, Umbaumaßnahmen). Die Buden stehen allerdings nicht nur den einzelnen Mitgliedern offen, sondern auch Freunden, Nachbarn, Mitglieder anderer Buden oder Jugendlichen, welche noch keine eigene Bude besitzen.

Diese Jugendbudenkultur ist ein gewachsenes, ungeplantes Phänomen, das bis heute keinerlei Verregelung durch Professionelle, gleich welcher Fachrichtung, erfahren hat. Die Jugendlichen initiieren die Buden selbst, erhalten sie, regeln das Cliquenleben und sind für eventuelle Konflikte mit Anliegern selbst verantwortlich. Allerdings ist die Einrichtung von Jugendbuden keineswegs unproblematisch, wie das Beispiel der Stadt Biberach zeigt, wo versucht wurde das Beispiel der Gemeinde Mietingen direkt auf einen Stadtteil zu übertragen

Hier wurden nach langen Diskussionen von der Stadt Grundstücke zur Verfügung gestellt und damit begonnen alte Bau- oder Wohnwagen zu beschaffen. Diese konnten gegen ein geringes Entgelt erworben werden oder wurden kostenlos zur Verfügung gestellt. Die Durchführung der Renovierungsarbeiten an den Bauwagen wurde mehrmals abgebrochen und teilweise nicht ausgeführt.

Ein Grund liegt sicherlich in den Erfahrungen der Jugendlichen, die bisher offene Jugendarbeit hauptsächlich als Konsumangebot erlebten und somit in Bezug auf ihre Jugendbuden zu hohe Erwartungen hatten. Ein weiterer Grund für Verzögerungen war die sich ändernde Cliquenzusammensetzung, die ein durchgehendes Engagement erschwerte.

Ein Hauptgrund für Verzögerungen und das schlechte Anlaufen des Budenprojektes war die Tatsache, daß es sich bei dem Biberacher Stadtteil um einen sozialen Brennpunkt handelte. Die Jugendlichen waren daran gewöhnt, daß sich andere Leute um ihre Freizeitgestaltung Gedanken machten. Sie waren nur bedingt in der Lage, Entscheidungen herbeizuführen und kaum fähig kreativ zu arbeiten.

Folgende Aspekte sind zusammenfassend für den schlechten Start des Budenprojektes in Biberach verantwortlich:

Die Jugendlichen und ihre persönlichen Fähigkeiten wurden schlichtweg überschätzt. Gespräche mit Vertretern der Stadt wurden abgesagt und zeugen im Rückblick von einer Angst vor fremden Situationen und der Überforderung.

Die Verhandlungen mit der Stadt Biberach dauerten zu lange und entsprachen nicht der von Krafeld (1992, S.45) beobachteten zunehmenden Gegenwartsorientierung der Jugendlichen.

Neben den Buden stand weiterhin das Jugendhaus der Stadt Biberach zur Verfügung. Es bestand also nicht die absolute Notwendigkeit, Renovierungsarbeiten mit der entsprechenden Konsequenz weiterzuführen.

Werkzeuge, Materialien und Anleitung waren nicht immer vorhanden. Es bestand darüber hinaus keine Möglichkeit, Werkzeuge zu kaufen oder einfach zu leihen, da im Stadtteil keine Handwerksbetriebe ansässig sind.

Initiierung von Jugendbuden

Es hat sich gezeigt, daß das Konzept der Jugendbuden nicht ohne weiteres auf Städte oder Stadtteile zu übertragen ist. Der komplexe Verwaltungsapparat einer Stadt und die daraus resultierende Anonymität der Mitarbeiter läßt es nicht zu, daß Jugendliche die Verhandlungen über die Standortfrage selbst initiieren und führen.

Die Jugendlichen müssen deshalb unterstützt und begleitet werden. Sie benötigen Anleitung und Anregung zu kreativer Betätigung, sowie Motivation zum Durchhalten bei zähen Verhandlungen, sowie Hilfe bei gruppeninternen Konflikten oder bei Konflikten mit Anliegern. Sie benötigen konkrete Hilfen bei der Beschaffung von Baumaterialien und beim Umgang mit Werkzeugen, da sie wahrscheinlich nicht soviel handwerkliche Erfahrung besitzen wie die Jugendlichen aus ländlichen Gebieten. Die Aufbauarbeit einer Budenkultur muß unter der Be-

rücksichtigung der verschiedenen Interessengruppen geschehen. Hierzu sind organistorische, politische und gruppendynamische Fähigkeiten notwendig.

Der Aufbau von Jugendbuden berührt wie o.g. die unterschiedlichsten Interessen. Die Jugendlichen und deren Eltern, die erwachsenen Bewohner des Dorfes oder Stadtteils, Vertreter des Gemeinderates bzw. der Stadtverwaltung, Kirchengemeinden, Bürgerinitiativen, Polizei, sowie Firmen und Handwerksbetrieb. Dieser Kreis sollte umfassend über die Ziele und Hintergründe der Budenkultur informiert werden, um eine breite Akzeptanz zu schaffen. Mit einer professionellen Öffentlichkeitsarbeit ist es möglich, Überzeugungsarbeit zu leisten, interessierte Jugendliche zu erreichen und über die Möglichkeiten einer solchen Aktion zu informieren.

Bei potentiellen Anliegern, den zuständigen Ressorts der Stadtverwaltung muß eine intensive Lobbyarbeit betrieben werden. Überall dort, wo Jugendlichen ein hohes Maß an Selbständigkeit eröffnet wird, können Bedenken und sogar Ängste entstehen, die Widerstände erzeugen. Vor allen Dingen können eigentlich sachfremde Gesetze den Aufbau einer Maßnahme behindern oder ganz blockieren.

Es erscheint von daher besonders wichtig, den gesellschaftlichen Nutzen eines solchen Maßnahme darzustellen.

Obwohl die Stadt Biberach große Schwierigkeiten mit der Implementation der Jugendbuden hatte, plant die Stadt Freiburg ebenfalls dieses Konzept bei der Realisierung eines neuen Stadtteils, mit Unterstützung der Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung der FH Freiburg, in die Sozialplanung zu übernehmen.

Jugendbuden sind schneller zu planen als eventuelle Neubauten und auch schneller den sich ändernden Bedürfnissen anzupassen. Werden sie nicht mehr benötigt, ist darüber hinaus ihre Beseitigung oder der Umbau einfacher. Vor allem dürften die Baukosten/Renovierungskosten im Gegensatz zu einem kompletten Neubau eines Jugendhauses niedriger sein

Jugendbuden können zu sozialen Kontakten zwischen den Jugendlichen aus den verschiedenen Bauabschnitten und letztlich zu einem Zusammenwachsen der jungen und alten Bauabschnitte führen.

Es mag überzogen klingen, wenn man beabsichtigt jeder Clique einen Raum zur Verfügung zu stellen. Die Vergangenheit hat jedoch gezeigt, wie wichtig ädquate Raumangebote für Jugendliche sind. Gerade dezentrale Angebote werden einer wohnortnahen Orientierung gerecht.

Das Konzept der Jugendbuden erscheint besonders für die ländlichen Regionen Luxemburgs sehr attraktiv und es müßte ggf. überprüft werden, inwieweit es für die Bedürfnisse der Jugendlichen dort geeignet ist und eine Ergänzung zum bestehenden Angebot der Jugendhäuser darstellen könnte.

4.6. Mobile, aufsuchende Jugendarbeit

Während die bisher beschriebenen Formen der Jugendarbeit eher Angebote einer allgemeinen, an jedermann orientierten Jugendarbeit darstellen, wendet sich aufsuchende Jugendarbeit an besonders benachteiligte und problematische Jugendliche. Sie soll hier nicht näher betrachtet werden, da sie bei der derzeitigen Aufgabenverteilung zwischen Familien- und Jugendministerium eher dem Familienministerium zuzuordnen ist.

5. BESONDERE ZIELGRUPPEN DER JUGENDARBEIT

Die zwei wichtigsten Faktoren des Einflusses auf die luxemburgische Bevölkerungsstruktur sind nach Calot die Krise der Familie und die Immigration (vgl. Schenk/Meyers 1997, S. 13). Aus diesem Umstand ergeben sich für die Konzeption einer Jugendarbeit zwei erste wichtige Zielgruppen, Mädchen und ausländische Jugendliche.

Auch Jean-Claude Juncker machte in seiner Regierungserklärung im Mai 1998 deutlich, daß er bei der Eingliederung Jugendlicher in die demokratische Gesellschaft einen erheblichen Nachholbedarf sieht. Luxemburg müsse Jugendlichen aus sozial schwierigen Verhältnissen ungehinderte Erfolgsaussichten in der Gesellschaft gewähren. Diese Chancengleichheit sei ein notwendiger Bestandteil einer Demokratisierung und Modernisierung des Staates.

5.1. Unorganisierte Jugendliche als Zielgruppe der Jugendarbeit

Unter unorganisierten Jugendlichen sollen hier jene Jugendlichen verstanden werden, die bevorzugt ihre Freizeit außerhalb der organisierten Jugendarbeit und an eher informellen Treffpunkten (z.B. Straße, Kneipe, bei Freunden, usw.) verbringen. Dieter Baacke ordnet das Freizeitverhalten dieser Jugendlichen dem Begriff „Jugendkultur“ zu: *„Wer sich in einer Jugendkultur organisiert, orientiert sich gerade nicht an den durch die Schule vermittelten Bildungsgütern, sondern an Maßstäben und Materialien, die außerhalb der Schule produziert werden: Rock und Pop, Mode, Konsum, alternative Lebensformen, alles getragen und bearbeitet in erster Linie durch Medien als vermittelnder Instanz, gerade nicht durch Familie und/oder Schule“*. Diese Jugendkulturen „sind außerschulisch, außerfamiliär und freizeitbezogen. Sie können sich als generalisierte Lernräume für alles anbieten; die Regel ist dies nicht.

Jugendkulturell orientierte Jugendliche suchen in der Regel außerpädagogische Sozialräume. Sie gehen nicht in Jugendhäuser, nehmen nicht an Ferien und Freizeitmaßnahmen teil, die von Behörden oder anderen pädagogischen Institutionen angeboten werden. Als Gründe für die mangelnde Attraktivität von Jugendzentren/ Häusern führt er die starke Reglementierung und schlechte Ausstattung an (im Vergleich zum kommerziellen Freizeitsektor), die Kreativität und Entfaltungsmöglichkeiten der Jugendlichen behindern und das Gefühl vermitteln, nicht ernst genommen zu werden. Diese Jugendlichen sammeln sich besonders in Cliquen und informellen Gruppen, um sich der Kontrolle durch Schule und Eltern zu entziehen. Diese Jugendlichen stellen also zunächst nur eine potentielle Besuchergruppe dar, sie müssen jedoch erst mit adäquaten Mitteln angesprochen werden.

Verschiedene Autoren wie Krieger/Mikulla 1994 und Schwarz 1991 machen auf die Probleme im Zusammenhang mit dieser Zielgruppe aufmerksam. Sie stellen fest, daß ein großer Teil der Jugendlichen von den heute praktizierten Angeboten der Jugendarbeit nicht mehr angesprochen werden. Ein anderer Teil, besonders spektakulär auftretende Gruppen wie Punks, Fußballfans, aber auch ausländische und sozial benachteiligte Jugendliche wird ausgegrenzt, indem sie als „bildungsunwillig“ oder „nicht gruppenfähig“ hingestellt werden. Nach Meinung der Autoren werden Jugendzentrumsangebote heute häufig von *„zahlenmäßig schrumpfenden Randgruppen, deren soziale und materielle Möglichkeiten so eingeschränkt sind, daß ihnen nichts anderes übrig bleibt, als eben solche zumeist wenig attraktive Freizeitheime aufzusuchen und insbesondere im Winter angesichts frostiger Außentemperaturen das kleinere Übel zu wählen“*.

Von daher kann „es nicht verwundern, wenn heute der Rückzugstendenz mittelständiger Jugendlicher aus den Jugendhäusern andererseits eine wachsende Nachfrage von in ihren materiellen und sozialen Ressourcen stark unterprivilegierten Jugendlichen gegenübersteht, deren Interesse an sozialen Einrichtungen gerade nicht auf Freizeitaktivitäten im herkömmlichen Sinne zielt, sondern auf Funktionen der gemeinsamen Alltagsbewältigung“ (Krieger/Mikulla 1994, S.20).

Wie Schwarz (1991, S.109) meint, dominieren männliche Hauptschüler, Lehrlinge, junge Erwerbstätige und Arbeitslose im Alter zwischen 15 und 17 Jahren den Alltag im Jugendtreff. Sie sind geprägt von konservativen Vorstellungen und Rollenverständnis. Jüngere Besucher, Ausländer und vor allem Mädchen haben dadurch einen schweren Stand und ohne die Unterstützung der Pädagogen haben sie häufig nur die Chance, wegzubleiben oder sich zu unterwerfen.

Wenngleich es sich bei diesen Äußerungen vielleicht um sehr pessimistische Meinungen handelt und solche Probleme vielleicht auch eher in Jugendzentren der Städte zu finden sein mögen, steckt doch darin eine verallgemeinerungsfähige Problematik. Es wird damit auf die Randstellung offener Jugendarbeit hingewiesen. Eine „Sperrmüll-Pädagogik“ ist nicht geeignet, den jugendlichen Besuchern ein attraktives Angebot zu machen. Es wird weiterhin damit die Frage aufgeworfen, inwieweit das Angebot eines Hauses für alle Gruppen offen sein soll (und damit vielleicht zu unspezifisch) bzw. wie weit eine Integration verschiedener Gruppen möglich ist und gelingen kann. Mit der Problematik von Offenheit, Ausgrenzung und Integration wird die spätere Arbeit sich sicher noch intensiv befassen müssen.

Durch die kommunale Jugendarbeit wird traditionellerweise die Arbeit in Verbänden und Vereinen (besonders kirchliche Jugendgruppenarbeit, Jugendsportgruppen) bevorzugt gefördert. Offene Jugendarbeit tritt weniger in Konkurrenz zur Jugendverbandsarbeit, sondern sie erreicht eher ein anderes Segment. Eine verstärkte Förderung der offenen Jugendarbeit trägt der veränderten Lebenssituation, wie sie im Achten Jugendbericht mit den Schlagworten „Pluralisierung der Lebenslagen“ und „Individualisierung der Lebensführung“ beschrieben wurde, Rechnung. Offene Jugendarbeit greift auch die Forderung an Jugendarbeit auf, sich besonders um die benachteiligten Jugendlichen zu bemühen.

5.2. Mädchen in der Jugendarbeit

Vor allem die Lebensentwürfe von Mädchen und Frauen haben sich stark gewandelt. Heute steht die Forderung nach einer qualifizierten Schul- und Berufsausbildung mit einer gleichberechtigten Ausübung von Beruf und damit Karriere im Vordergrund. Ohne die z. B. wegen Erziehungsurlaubs vorübergehend Beurlaubten waren im April 1996 in der BRD 55% aller 15- bis 64jährigen Frauen mit Kindern erwerbstätig, über die Hälfte davon teilzeitlich. Der Anteil vollzeitlich erwerbstätiger Mütter mit Kindern unter 18 Jahren hat sich gegenüber den 70er Jahren jedoch sogar etwas verringert (vgl. Familie im Spiegel der Statistik, 1997, S. 109).

In Luxemburg liegt der Anteil der erwerbstätigen Frauen (mit oder ohne Kinder) mit 46,7% im Jahr 1992 deutlich darunter, mit zunehmender Kinderzahl nimmt sie noch weiter ab, z. B. waren 1992 noch 43,2% der Mütter mit zwei Kindern erwerbstätig. Bedenken muß man bei diesen Zahlen den hohen Anteil der portugiesischen Frauen von 64,5%.

Die Vorstellungen über die Rollen von Mann und Frau in unserer Gesellschaft werden immer mehr in Frage gestellt. Die Jugendlichen sollen sich aktiv in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Rollenbildern eigene Lebenskonzepte suchen. Das Bild von männlichen und

weiblichen Geschlechtsrollen ist also langsam aber stetig im Wandel, und erfordert damit eine erhöhte Anpassungsleistung von Mädchen und jungen Frauen, aber auch von Jungen und jungen Männern. Nicht nur Mädchen sind zu einem „doppelten Lebensentwurf“ (Achter Jugendbericht, S. 53) mit Familie und Beruf aufgefordert, sondern auch junge Männer müssen ihre traditionelle Rolle zusammen mit ihrer Partnerin überprüfen und aushandelnd verändern.

Die Realität sieht neben diesem Aufruf jedoch noch anders aus: die Erwerbsbeteiligung der Väter variiert fast überhaupt nicht mit ihrer familiären Konstellation. Unabhängig von der Zahl und dem Alter ihrer Kinder und der Erwerbsbeteiligung der Mutter gehen in der BRD 9 von 10 Vätern einer Erwerbstätigkeit nach, davon 7% teilzeit (vgl. Familie im Spiegel der Statistik 1998, S. 110).

Auch in Luxemburg werden die veränderten Lebenskonzepte und -erwartungen von Mädchen und jungen Frauen einen Wandel der Familienstrukturen nach sich ziehen, aber zur Zeit wählen hier viele Frauen und Männer noch die traditionellen Rollenmodelle, die auch durch die luxemburgische Sozialgesetzgebung, die die Familienarbeit der Frauen begünstigt und somit auch die öffentliche Meinung beeinflusst, ein Stück weit vorgegeben werden (vgl. Schenk/Meyers 1997, S. 25).

Angesichts dieses traditionellen Geschlechterverhältnisses auf der einen Seite und dem deutlichen Wandel in der Einstellung zur Familie bei Mädchen und jungen Frauen, den die drastisch zurückgegangenen Geburtenziffern und der Rückgang der Eheschließungen vermuten lassen, auf der anderen Seite, wäre es wünschenswert, in der Kinder- und Jugendarbeit einen besonderen Fokus auf die Mädchenarbeit zu legen, Bereiche zu schaffen, in denen sie Eigenständigkeit und Durchsetzungsvermögen in ihren eigenen Lebensformen entwickeln können.

Schon jetzt sind zwar in den Schulen die Zahlen der Mädchen denen der Jungen angeglichen, aber trotz des hohen Ausbildungsniveaus greifen die Mädchen dann meistens nach den traditionell weiblichen Ausbildungsgängen und müssen sich bspw. 1994 mit 79,4% des durchschnittlichen Stundenlohns ihrer männlichen Kollegen begnügen (vgl. Deprez/Hausman 1995, S. 2).

In den meisten Jugendhäusern in der BRD stellen Mädchen nur einen geringen Anteil unter den BesucherInnen. Freizeitheime sind „Männerdomänen“ (Schwarz, 1991, S.186): die Raumnutzung und die an männlichen Interessen orientierte Ausstattung bestätigen dies. „Die Ausrede, daß alle Räume auch von den Mädchen genutzt werden können, ändert nichts an der Tatsache, daß die Jungen eindeutig dominieren, dies auch wollen und dadurch die Atmosphäre der Einrichtung und das soziale Klima bestimmen“ (Schwarz, 1991, S.187). Das ruhigere Verhalten der Mädchen, im Gegensatz zum eher aggressiven Auftreten der Jungen, veranlassen die meisten Jugendarbeiter auch nicht zur intensiveren Arbeit mit den Mädchen.

Die Situation im Jugendhaus spiegelt dabei oft nur die gesellschaftliche Situation wieder. Bei der Veränderung der gegebenen Situation bekommt Jugendarbeit als wichtige Sozialisationsinstanz eine zentrale Bedeutung. In den verschiedenen Einrichtungen können die unterschiedlichen Interessens- und Problemlagen von Mädchen und Jungen berücksichtigt werden, um eine langfristige Perspektive zur Chancengleichheit der Geschlechter zu eröffnen.

In Deutschland gibt es Mädchenarbeit seit ungefähr 15 Jahren. Ihre Entwicklung geht im wesentlichen auf die neue Frauenbewegung zurück. Diese entlarvte die bisherige Jugendarbeit als vorwiegend an den Belangen der Jungen, ihren Interessen und Problemlagen orientiert. Es entstanden die ersten Ansätze von feministischer Mädchenarbeit, z.B. in Form von Mädchentreffs, -cafés, -zentren. Gleichzeitig vergrößerte sich der Kreis der Fachfrauen, die innerhalb ihrer Institutionen eigene Bereiche für Mädchen erkämpften, obwohl der Widerstand und die Vorbehalte gegen diese parteiliche Form der Jugendarbeit relativ hoch waren und noch immer sind.

Ab Beginn der 80er Jahre wird die Tendenz erkennbar, Mädchenarbeit auf ein solides Fundament theoretischer Begründungen und zunehmender Institutionalisierung zu stellen. Eine nicht unwesentliche Rolle spielte hierbei der 6. Jugendbericht. In der Folgezeit entstanden vielerorts neue Projekte und Einrichtungen. Zu den neuen Projekten und Konzepten gehörten z.B. die Einrichtung von Mädchenbeauftragten und Arbeitskreisen zur Mädchenarbeit, die verstärkte Diskussion um besondere Problemlagen, z.B. sexuelle Gewalt, Mädchen in der Koedukation, Mädchen in Männerberufen, lesbische Mädchen, Mädchenarbeit mit besonders Benachteiligten, wie Migrantinnen, Aussiedlerinnen, körperlich, geistig oder psychisch Behinderten. Zunehmend ins Gespräch kamen aber auch die Forderungen nach einer veränderten, antisexistischen Jungenarbeit, als Reaktion auf die parteiliche Mädchenarbeit und die in kleinen Ansätzen vorhandene 'neue Männerbewegung'.¹

Mädchenarbeit unterscheidet sich je nach ihrer Ausrichtung am Differenz- oder Gleichheitsansatz. Der Gleichheitsansatz geht von allgemeingültigen Gerechtigkeits- und Gleichheitsvorstellungen aus. Die Benachteiligung von Mädchen und Frauen liegt demnach nicht in der Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern, sondern in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und den sich daraus ergebenden unterschiedlichen Zugangschancen. Problematisch an diesem Ansatz ist, daß er sich vorwiegend an den Defiziten der Mädchen und Frauen orientiert und außer acht läßt, daß sich auf formalem Weg allein die strukturellen Ursachen der Benachteiligung nicht beseitigen lassen.

Demgegenüber betont der Differenzansatz² die Eigenständigkeit von Mädchen und Frauen und die Notwendigkeit, sich der eigenen Geschichte, den eigenen Fähigkeiten, Eigenheiten und Stärken bewußt zu werden. Nur so kann nach diesem Ansatz die männliche Dominanz aufgebrochen werden.

Verschiedene Bedingungen zur Verbesserung der Situation der Mädchen sind u.a.:

- „das deutliche und konsequente Eintreten für Belange und Interessen von Mädchen im Alltagsbetrieb von Einrichtungen“ (Funk, 1985 zit. nach Schwarz, 1991, S.189);
- die Neu- bzw. Aufwertung weiblicher Eigenschaften und Kompetenzen;
- die Arbeit in geschlechtshomogenen Gruppen und eigenen Räumen. Die Mädchen brauchen in den Jugendhäusern Räume, vor allem „Freiräume“, die jedoch keine „Schonräume“ sein sollen. In diesen Räumen sollen die Mädchen ohne die Anwesenheit von Jungen/Männern und deren Imponier-/ Konkurrenzverhalten für und an sich arbeiten können;
- die Parteilichkeit der Pädagoginnen. Parteilichkeit der Pädagoginnen bedeutet nicht, daß unkritisch alles, was die Mädchen machen, positiv gesehen wird. Parteilichkeit heißt, die Mädchen in dem, was sie sind, ernst zu nehmen, sie zu unterstützen auf dem eigenen Weg

¹Diese Tendenz ist allerdings nicht in der gesamten Bundesrepublik zu sehen, nach wie vor gibt es große Unterschiede zwischen Städten und ländlichem Raum, ebenso zwischen den einzelnen Trägern der Jugendhilfe. Die Umsetzung von feministischer Mädchenarbeit ist immer noch im wesentlichen von dem Engagement einiger Pädagoginnen abhängig, ist also trotz erkennbarer Traditionsbildung und Etablierung immer noch ein Zusatz, kein Grundsatz.

² Wesentliche theoretische Grundlagen für den Differenzansatz sind das Affidamento-Konzept der Mailänderinnen und die Einführung der sozialen Kategorie 'Zwangsheterosexualität' durch Adrienne Rich. Das Affidamento-Konzept der Mailänderinnen beinhaltet, sich auf Frauen zu beziehen, Frauen als Vorbilder und Lehrerinnen anzunehmen, um über dieses Vertrauensverhältnis zu Frauen eine eigenständige weibliche Identität und Lebensansätze aufzubauen. 'Zwangsheterosexualität' als soziale Kategorie bedeutet im feministischen Kontext, daß Frauen sich in den westlichen Gesellschaften stets daran orientieren, die eigene Wünsche und Interessen zugunsten eines Mannes bzw. der Familie unterzuordnen, und damit auch immer nur im Bezug auf Männer definiert werden.

und mit ihnen gemeinsam Strategien zu entwickeln, wie unter den gegebenen Umständen eine selbstbestimmte und selbstbewußte Lebensführung möglich ist. Dieser Bestandteil parteilicher Mädchenarbeit verlangt von den Pädagoginnen die Fähigkeit, mit einer gewissen Vorbildfunktion für und mit den Mädchen zu arbeiten, ohne ihre Perspektiven und Ansichten den Mädchen aufzudrücken;

Der Forderung nach Neu- bzw. Aufwertung weiblicher Eigenschaften liegt die Erkenntnis zugrunde, daß im traditionellen Verständnis von Weiblichkeit überwiegend solche Zuschreibungen zu finden sind, welche Frauen und Mädchen abwerten und/ oder beschränken. Im Vergleich mit männlichen Attributen erscheinen Mädchen und Frauen immer als defizitär, als zweitrangig. Neu- und Aufwertung in der parteilichen Mädchenarbeit bedeutet demnach, alle Stärken und Schwächen der Mädchen als Ergebnis ihrer bisherigen Lebensgeschichte zu sehen und sie daraufhin zu untersuchen, ob und wie sie die Mädchen bei der Entwicklung einer eigenständigen Identität einschränken oder behindern. Ziel ist es, zu einer neuen Definition von Weiblichkeit und Männlichkeit zu kommen, bei der die unterschiedlichen Fähigkeiten als solche akzeptiert, aber nicht unterschiedlich bewertet werden. Dahinter steht der Ansatz der Ganzheitlichkeit und der Androgynität. Durch die kritische Auseinandersetzung mit ihren eigenen Stärken und Schwächen sollen die Mädchen Vertrauen zu sich selbst gewinnen, aktiv an ihren Fähigkeiten und Defiziten arbeiten und sich gegen jene Zuschreibungen / Erwartungen wehren können, die sie benachteiligen. Es werden also konkrete Handlungsweisen entwickelt, die es ermöglichen, selbstbewußt eigene Zukunftsperspektiven und Modelle zu entwerfen und umzusetzen. Damit wird sowohl persönliche Handlungsfähigkeit aufgebaut/ gefördert, als auch ein Beitrag dazu geleistet, daß sich strukturell etwas ändert.

Parteiliche Mädchenarbeit verlangt von den Pädagoginnen die Fähigkeit, mit einer gewissen Vorbildfunktion für und mit den Mädchen zu arbeiten, ohne ihre Perspektiven und Ansichten den Mädchen aufzudrücken. Dazu ist es unerläßlich, sich selbst und die eigenen Ansichten immer wieder kritisch zu hinterfragen und weiter zu entwickeln. Bei dem Grundsatz der Parteilichkeit besteht sonst leicht die Gefahr, daß Projektionen der eigenen Person auf die Mädchen übertragen werden, und so die Mädchen wieder nicht als eigenständige Subjekte, sondern als Trägerinnen von Vorstellungen, Interessen und Wünschen der Pädagogin fungieren. Parteilichkeit bedeutet ferner, sich öffentlich auf die Seite der Mädchen als Benachteiligte zu stellen, ihre Belange zu artikulieren und für die Etablierung von parteilicher Mädchenarbeit solange zu kämpfen, bis faktische Chancengleichheit erreicht ist. Diese Tatsache stellt ebenfalls hohe Ansprüche an die Pädagoginnen, was ihr Durchhaltevermögen, ihre Argumentationsfähigkeit und ihre Toleranzschwelle gegenüber Kritik und Anfeindung betrifft.

Arbeit in geschlechtshomogenen Gruppen und Räumen bedeutet, den Mädchen einen eigenen Freiraum zu schaffen, wo sie ohne die Anwesenheit von Jungen/ Männern und deren Impo- nier-/ Konkurrenzverhalten für und an sich arbeiten können. In diesem Rahmen können sie ohne gesellschaftlich normierte Zwänge und Erwartungen ihre Wünsche, Bedürfnisse und Probleme zum Ausdruck bringen, neue Verhaltensweisen und Rollen ausprobieren, Kontakt zu sich und anderen bekommen und sich gegenseitig Sicherheit und Wertschätzung vermitteln. Eigene Räume sind somit Ausgangspunkt parteilicher Mädchenarbeit.

Parteiliche Mädchenarbeit will also nicht mehr und nicht weniger als

- Bewußtseinsprozesse bei den Mädchen initiieren,
- Hilfestellungen geben für die Entwicklung einer selbstbestimmten Identität, eigener Handlungsweisen und Lebensperspektiven,
- aufzeigen, wie und wo sich Benachteiligungen von Mädchen reproduzieren,
- Anstöße zu Veränderungen auf persönlicher und struktureller Ebene geben,

- den Mädchen Vertrauen zu sich und anderen Frauen vermitteln.

Parteiliche Mädchenarbeit leistet damit konkret einen Beitrag zur Veränderung der gegenwärtigen Situation im Hinblick auf partnerschaftliches Zusammenleben, Prävention von sexueller Gewalt und Förderung der interkulturellen Gesellschaft durch die kritische Auseinandersetzung mit geltenden Gesellschaftsnormen, rechtsextremistischer Gewalt und rassistischem Gedankengut.

Methoden in der Mädchenarbeit

Die Methoden, die in der parteilichen Mädchenarbeit angewandt werden, stellen im wesentlichen eine Weiterentwicklung bzw. Spezialisierung der in der Frauenbildung verwendeten Methoden im Bezug auf den Lebensalltag und die Interessen und Probleme von Mädchen und jungen Frauen dar. Oberstes Prinzip ist hier der ganzheitliche Ansatz, also die Entwicklung und Förderung aller Eigenschaften und Fähigkeiten. Darunter fallen sowohl Kommunikation und Interaktion (z.B. in Gesprächsgruppen), als auch erlebnis- und körperorientierte Methoden, wie z.B. Sport- und Reiseangebote, Rollenspiele und Phantasie Reisen.

Die Themen sollten so gewählt sein, daß sie möglichst viele Aspekte der weiblichen Identität und des Lebensalltags von Mädchen und jungen Frauen ansprechen, wie z.B. Freundschaft, Liebe, Sexualität, berufliche Orientierung, naturwissenschaftlich-technische Interessen, Kultur, Ökologie, gesellschaftliche Partizipation von Mädchen und Frauen.³ Der mädchen-spezifischen Jugendsozialarbeit kommt eine ähnliche Querschnittsaufgabe zu wie der Mädchenarbeit in der (offenen) Jugendarbeit, die Methoden sind daher auch ähnlich. Entscheidend bei der Methodenwahl ist aber immer wieder die ausdrückliche Einbeziehung der Mädchen und ihrer Interessen und Wünsche, denn sonst geht Mädchenarbeit an ihrem eigenen Anspruch vorbei.

Zentraler Punkt einer parteilichen Mädchen- und Frauenarbeit ist es, bei ihren Adressatinnen Selbständigkeit und Selbstverwirklichung über die Stärkung der weiblichen Identität und des weiblichen Selbstbewußtseins zu entwickeln und zu fördern.

5.3. Sozial benachteiligte Jugendliche

Die Situation der benachteiligten Jugendlichen in der Offenen Jugendarbeit zeigt sich folgendermaßen: „Es (kann) nicht verwundern, wenn heute der Rückzugstendenz mittelständiger Jugendlicher aus den Jugendhäusern andererseits eine wachsende Nachfrage von in ihren materiellen und sozialen Ressourcen stark unterprivilegierten Jugendlichen gegenübersteht, deren Interesse an sozialen Einrichtungen gerade nicht auf Freizeitaktivitäten im herkömmlichen Sinne zielt, sondern auf Funktionen der gemeinsamen Alltagsbewältigung“ (Krieger/Mikulla 1994, S.20). Für diese Adressaten ist der Offene Bereich eines Jugendtreffs besonders wichtig, er erfüllt die Funktion eines Treff- und Fluchtpunktes für Jugendliche. Im Sinne eines informellen Treffpunktes können Jugendliche sich hier treffen, verabreden, „abhängen“, ihre Freizeit - oder Fahrschüler ihre Wartezeit - verbringen. Der Offene Bereich muß über einen Café / Bistrobereich verfügen.

Daneben muß es aber insbesondere auch für Cliques möglich sein, sich innerhalb dieses Offenen Bereiches zurückzuziehen. Cliques müssen die Möglichkeit erhalten, Räume für sich in Anspruch zunehmen und zu nutzen. Dabei sollten innerhalb der Öffnungszeiten des Jugend-

³Vgl. hierzu auch die didaktischen Anregungen in Klees et al; 1989, III. Teil

hauses die Räume möglichst ohne Voranmeldung für gemeinsame Aktivitäten und/oder als Ausweichpunkt für den bisherigen Treffpunkt der Clique frei nutzbar sein.

Die Jugendlichen, die in Cliques in das Jugendhaus kommen, sowie auch einzelne Jugendliche, sollten die Angebote des Jugendhauses in ihrer Gesamtheit nutzen können. Neben Zeitschriften und Brettspielen im Bistro, müssen die Jugendlichen auch Zugriff auf die besonderen Angebote des Hauses haben. Zugriff auf zur Verfügung stehende Computer, Musikanlagen, Fernseher und Video, Tischtennisplatten, Kicker und Billard.

5.4. Ausländische Jugendliche in der Jugendarbeit

Die Situation der Familien in Luxemburg ist in den letzten Jahren gekennzeichnet durch wachsenden Wohlstand und dadurch verbesserte Lebenschancen, an denen der größte Teil der Kinder und Jugendlichen des Landes Anteil hat.

Die Arbeitslosenquote lag Ende August 1998 bei nur 2,8%, mit leicht sinkender Tendenz, das ist weit unter dem europäischen Durchschnitt und Luxemburg ist eines der wohlhabendsten Länder Europas.

Dieses günstige Gesamtbild darf jedoch nicht die Ungleichheiten verdecken, von denen Kinder und Jugendliche betroffen sein können. Ihre Lebenslagen sind sehr unterschiedlich und neben Kindern von Alleinerziehenden sind besonders ausländische Kinder und Jugendliche von Armut betroffen. Zudem sind sie besonders im luxemburgischen Ausbildungssystem mit seiner Dreisprachigkeit benachteiligt. In der Folge ist ihre schulische Qualifikation meist niedriger als die der einheimischen Altersjahrgänge und das führt auch zur besonders hohen Arbeitslosenquote der ausländischen Jugendlichen (vgl. Schenk/ Meyers 1997, S. 31).

Die demographische Entwicklung der letzten Jahre ist durch steigende Geburtenzahlen der ausländischen Bevölkerung bei gleichzeitig sinkenden Geburtenziffern der luxemburgischen Bevölkerung gezeichnet. Zusammen mit steigenden Immigrationszahlen ergibt sich mit einem Ausländeranteil unter Kindern und Jugendlichen von rund 30% eine multikulturelle Gesellschaft, die die Lebenslagen aller Kinder und Jugendlichen im Land prägt.

In den ausländischen Familien leben im Durchschnitt mehr Personen als in den luxemburgischen Familien. Dort sind die Frauen und Mütter auch öfter erwerbstätig, weswegen die Kinder und Jugendlichen auch vermehrt außerhalb der Familie betreut werden oder auf sich selbst gestellt sind. Von den in Luxemburg lebenden Jugendlichen bis 25 Jahre besitzen ca. 15% die portugiesische und ca. 5% die italienische Staatsbürgerschaft, diese beiden stärksten Gruppen machen also zusammen rund 20% aller Jugendlichen aus. (Schenk/Meyers 1997, S. 17)

Die verschiedenen ausländischen Nationalitäten konzentrieren sich in einigen Regionen, häufig in Städten und dort sogar in einigen Stadtvierteln. Diese durch den Wohnungsmarkt bedingte räumliche Segregation hat die Marginalisierung ausländischer Kinder und Jugendlicher in der Schule und in Hilfeeinrichtungen zur Folge. Bei der Volkszählung 1991 waren die Gemeinden mit dem höchsten Ausländeranteil Larochette (49,5%), Luxemburg-Stadt (45,3%), Niederanven (42,1%), Mamer (41,8%) und Strassen (40,2%). Je mehr man sich von der Stadt Luxemburg entfernt, desto kleiner wird auch der Ausländeranteil in den Gemeinden. Große Konzentrationen der portugiesischen Bevölkerung befinden sich in der Region von Larochette, in der Umgebung von Diekirch und entlang der Mosel. Die Italiener als zweitgrößte Gruppe bevorzugen die Gemeinden des Minett, sowie die Peripherie der Hauptstadt. Die Tatsache, daß die meist geringe berufliche Qualifikation der Arbeiter für den Großteil der Arbeitsimmigranten selbst bei langjährigem Aufenthalt einen Aufstieg in der betrieblichen und beruflichen Hierarchie verhindert, ist für die betroffenen Familien und damit für die Kinder und Jugendli-

chen mit knappen finanziellen Ressourcen verbunden und sie sind vermehrt vom Risiko der Arbeitslosigkeit betroffen (Schenk/Meyers 1997, S. 29ff).

Aus diesen Fakten ergibt sich die Problemlage der ausländischen Jugendlichen in den größeren Städten des Landes. Problemlage aus z. B. folgenden Gründen:

Sie verfügen – hauptsächlich aufgrund der Sprachprobleme - über eine schlechtere Schul- und Berufsausbildung, die ihnen den gesellschaftlichen Aufstieg über die Berufswahl und –ausübung ermöglichen könnte.

Sie verfügen kaum über das Geld, um am Konsum und an den kommerziellen Freizeitmöglichkeiten teilzuhaben.

Sie leben in schlechteren, beengteren Wohnverhältnissen und sind deshalb vermehrt auf außerhäusliche Aktivitäten angewiesen.

Zu beachten ist, daß die ausländischen Mitbürger besonders in Gesellschaften wie Luxemburg und Deutschland ganz wesentlich zur Verbesserung der Bevölkerungsbilanz beitragen. Wir sind auf einen Zuzug einerseits und auf eine Integration in die jeweilige Gesellschaft andererseits dringend angewiesen. Besonders die Jugendverbandsarbeit könnte wegen ihres oft starken Gemeinwesenbezuges hierbei Hilfestellung leisten.

5.5. Lebenswelten Jugendlicher auf dem Lande

Aufgrund seiner territorialen Heterogenität leben in Luxemburg ca. 70% der Bevölkerung auf dem Land. Deshalb ist es für unsere Überlegungen wichtig, die Besonderheiten der jugendlichen Lebenslagen und der Jugendarbeit in ländlichen Gebieten zu betrachten. Neben den ausländischen Kindern und Jugendlichen und den Mädchen werden somit die Jugendlichen, die in Luxemburgs ländlichen Regionen leben, zu einer besonderen Adressatengruppe der Jugendarbeit.

Die Zugangsmöglichkeiten Jugendlicher auf dem Land zu Medien, Konsum, Freizeitmöglichkeiten; Bildungs- und Berufschancen unterscheiden sich nach Böhnisch nicht wesentlich von denen in der Stadt, ihre Sozialwelt ist aber eine andere:

„Jugendliche im ländlichen Raum leben zwischen zwei Welten: zwischen der urban-industriellen Welt der Bildung, des Berufs, der Medien, der Freizeit und des Konsums auf der einen Seite und der dörflichen Kontrolle, der Durchgängigkeit der alltäglichen Lebensbereiche, der Tabus und traditionellen Selbstverständlichkeiten, aber auch der Vertrautheit, Geborgenheit und sozialen Sicherheit der ländlichen Sozialwelt auf der anderen Seite“ (1992, S. 185).

Böhnisch beschreibt Jugendliche, die hier versuchen, die verschiedenen Lebensbereiche zu integrieren, und zwar in der Form, daß sie sich zunehmend über das Dorf hinaus in die Region orientieren. Dies macht sich auch bei vielen kulturellen Veranstaltungen, wie Rock-Konzerten, Dorffesten usw. bemerkbar. Voraussetzung dafür ist eine zunehmende Mobilität der Jugendlichen, die aber zumeist nur über eigene Fahrzeuge, also erst nach dem 18. Lebensjahr, zu erreichen ist. Öffentliche Verkehrsmittel stehen in den schlecht strukturierten ländlichen Gebieten oft nicht in ausreichender Form zur Verfügung.

Charakteristisch ist, daß die Jugendlichen bestrebt sind, auch nach ihrer Ausbildung, sei es Berufsausbildung oder Studium, in ihrer Region zu bleiben und ihre dortigen Sozialkontakte zu halten, selbst wenn der Abwanderungsdruck aus ökonomischen Gründen in strukturschwachen Regionen stark ist.

Folgende Rahmenbedingungen für die Jugendarbeit auf dem Land hält Böhnisch daher für bedeutsam:

Verinselung: Die Jugendarbeit ist, anders als in größeren Städten, stärker zersplittert. In den verschiedenen Gemeinden einer Region gibt es unterschiedliche Formen der Jugendarbeit, die mehr oder weniger voneinander getrennt entstehen und auch wieder verschwinden. Auch die Akzeptanz der offenen Jugendarbeit, also z. B. das Zusammenfinden von nichtorganisierten Jugendlichen in einem Jugendraum oder am Dorfbrunnen ist unterschiedlich: „*Es gibt Dörfer, in denen es fast schon zu einer Tradition der Selbstverständlichkeit geworden ist, daß Jugendlichen Räume zugestanden werden und dann wiederum Gemeinden – nicht selten nahe beieinander liegend – in denen eigene Räume für Jugendliche bis heute entweder überhaupt nicht akzeptiert oder auf lange Zeit wieder „entzogen“ werden, wenn eine „Jugendgeneration“ sich einmal nicht „dorfskonform“ verhalten hat*“ (Böhnisch 1990, S. 28f). Erst wenn es gelingt, zwischen den verschiedenen existierenden Jugendgruppen Verbindungen zu schaffen, bzw. neue Jugendgruppen bei ihrer Gründung zu unterstützen, kann ein tragfähiges Netzwerk an Jugendarbeit in einer Region geschaffen werden. Gerade für diese Arbeit ist es also wichtig, immer wieder den Kontakt zu den einzelnen formellen und informellen Jugendgruppen zu halten und auch zu schaffen. Die einzelnen Jugendgruppen müssen in der Vertretung ihrer Interessen unterstützt und gefördert werden.

Regionalität: Während früher die Aktivitäten der Jugendlichen vor allem auf das eigene Dorf bezogen waren, gewinnt zunehmend der Regionalbezug an Bedeutung. Vor allem ältere Jugendliche orientieren sich aus dem Dorf heraus, sobald sie dazu die Möglichkeit haben (z. B. Mofa, Auto). Discos, Workshops, Seminare, Kreativ-Tage, andere Jugendgruppen und –räume, Freizeitmaßnahmen oder Rock-Konzerte spielen bei der Orientierung der Jugendlichen eine große Rolle.

Mobilität: Böhnisch unterscheidet Mobilität auf drei Ebenen:

1. Institutionelle Ebene: Institutionell beinhaltet dieses Merkmal, daß ländliche Jugendarbeit ihre Angebote nicht flächendeckend organisieren kann und deshalb schon immer ein eigenes Konzept mobiler Arbeit entwickeln mußte.
2. Funktionelle Ebene: Funktionell bedeutet es, daß es traditionelle Aufgabe der ländlichen Jugendarbeit ist, Jugendlichen zu ermöglichen, aus ihrem Heimatort herauszukommen und ihren räumlichen Horizont zu erweitern.
3. Verhaltensebene: Auf der Verhaltensebene schließlich ist damit gemeint, daß die Landjugendarbeit – in den letzten Jahren und zukünftig verstärkt – ihre Aktivitäten auf die regionale Mobilität, wie sie inzwischen von den Jugendlichen selbst ausgeht, ausrichten muß.

Die räumliche Mobilität der Jugendlichen nutzend, sieht Böhnisch die Möglichkeit, statt der traditionellen aufsuchenden Jugendarbeit zunehmend eine „entgegenkommende“ Jugendarbeit anzubieten: „*Sie richtet sich sowohl auf das Medium der Mobilität selbst .- Mopedwerkstatt, Motorradrallyes, Ausstellungen, Mitfahrvermittlungen – für Mädchen und Jungen gleichermaßen, als auch auf die über die Mobilität entstehenden und nutzbaren Treffpunktstrukturen: gemeinsame Fahrten in die Stadt zu bestimmten Ereignissen oder zum Einkaufsbummel; Open-Air-Festivals; regionale Jugendmärkte mit Infos, Musik, Ausstellungen usw.*“ (Böhnisch 1990, S. 24f).

Gelegenheitsstrukturen: Aufgabe der Jugendarbeit ist es, Gelegenheitsstrukturen zu schaffen. „Eine Gelegenheitsstruktur entsteht durch die räumliche Verbindung einzelner Gelegenheitsorte oder -treffs. Gelegenheitsstrukturen sind die Vorform eines regionalen jugendkulturellen Milieus, das dann entsteht, wenn sich jugendkulturelle Traditionen und Bedeutungen mit dieser Gelegenheitsstruktur verbinden und von Jugendgeneration zu Jugendgeneration weitergegeben werden. Die Landjugendarbeit hat in diesem Zusammenhang wichtige milieu-bezogene Anregungsfunktion“ (Böhnisch 1990, S. 37). Es müssen auch neben den existierenden Formen der verbandlichen Jugendarbeit (z. B. Vereine) Möglichkeiten geschaffen werden, die es Jugendlichen erlaubt, hierzu alternative Erfahrungen zu machen.

Bedeutung von Vorbildern: Da es in ländlichen Regionen nur wenige Formen der institutionalisierten offenen Jugendarbeit gibt (z. B. Jugendzentren mit eigenen pädagogischen Mitarbeitern), spielen Personen hier eine so wichtige Rolle. Zum einen auf der organisatorischen Ebene, zum anderen aber vor allem als Vorbild für andere: Es „kommt nun wesentlich hinzu, daß Personen in ihren Lebensstilen und Aktionsformen – in ihrer Lebenspraxis, die sie den Jugendlichen öffnen und somit zugänglich machen – selbst solche Gelegenheitsstrukturen symbolisieren und experimentelle Möglichkeiten aufschließen können“ (Böhnisch 1990, S. 39).

Der Zehnte Kinder- und Jugendbericht beschreibt für die BRD eine Unterversorgung bei der Kinder- und Jugendarbeit in ländlichen Gebieten:

„Die Situation in ländlichen Regionen ist ambivalent: Auf der einen Seite sind die Jugendverbände – gemessen an den Mitgliederzahlen – stärker und stabiler als in den Städten, auf der anderen Seite besteht gerade in der Arbeit mit Kindern ein Vakuum....Die Entwicklung zu dorfunabhängigen Jugendkulturen schließt Kinder wegen ihrer geringeren eigenständigen Mobilität aus....zudem ist Jugendarbeit auf dem Lande – trotz mancher Ansätze zu einer Jugend- und Kulturarbeit im Rahmen kritischer Jungenarbeit (Winter 1994) – häufig Jungenarbeit....“ (BMFSFJ 1998, S. 225).

Trifft dies auch für die ländlichen Regionen in Luxemburg zu, dann sind die Mädchen auf dem Land einer doppelten Benachteiligung ausgesetzt und somit wäre die emanzipatorische Mädchenarbeit hier eine besondere Aufgabe der Kinder- und Jugendarbeit.

6. RESÜMEE

Die Globalisierung der Lebensverhältnisse und Problemlagen in Europa wird zu einer Anpassung der Lebenslagen und einer Verschärfung der Problemlagen in Luxemburg führen (Schenk/Meyers 1997, S. 133). Im Zuge der wahrscheinlich ansteigenden Arbeitslosigkeit wird die Kluft zwischen den Wohlstandsgewinnern und den Modernisierungsverlierern immer größer werden und zu Gewalt und Fremdenfeindlichkeit führen.

Diesem Prozeß sollte mit einer präventiv, integrativ und partizipativ ausgerichteten Jugendarbeit gegengesteuert werden. Den sozio-strukturellen und sozio-ökonomischen Gegebenheiten des Landes kann ein dezentrales/regionalisiertes und alltagsorientiertes Konzept einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit angepaßt werden. Dabei muß vor dem Hintergrund eines permanenten und schnellen Wandels eine flexible Konzeption den Vorrang haben.

Die von Krafeld geforderte Umorientierung in der Jugendarbeit, sowie sein an der Bedeutung der peers ansetzendes Konzept der Cliquenorientierten Jugendarbeit scheinen uns daher für Luxemburg sehr geeignet. Die potentielle Umgestaltung der Jugendverbandsarbeit kann kon-

kret erst nach der Evaluation derselben überdacht werden. Ebenso ist die aktuell erstellte Jugendhaus-Evaluation in die Konzeption miteinzubeziehen, wobei hier der Ansatz der Jugendbuden und Jugendtreffs, die nicht in dem Ausmaß verregelt sind wie die Jugendhäuser, eine den regionalen Strukturen entgegenkommende Ergänzung zu den bestehenden Jugendhäusern darstellen könnte. Denn auch die Fragen nach den Nutzern der Jugendhäuser und die Grenzen der dort geleisteten Jugendarbeit müssen vor dem Hintergrund dieser Evaluation diskutiert werden

Strukturelles Potential und innovative Ansätze sind also vorhanden. Notwendig ist der intergenerative Dialog sowie die Fachdiskussion über den dann einzuschlagenden Weg und last but not least die finanziellen Ressourcen. Zur Initiierung und auch moderierten Intensivierung dieser Fachdiskussion auf der Basis eines Soll-Ist-Vergleiches von Jugendarbeit in Luxemburg sind die bereits angedachten workshops der konsequente nächste Schritt.

7. LITERATUR

- Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Baden-Württemberg: Jugendhilfeplanung. -Pflicht statt Kltir - Dokumentation der Fachtagung "Mädcheninteressen vor Ort", Stuttgart, 1994
- Bauer, Wolfgang: Jugendhaus. Geschichte, Standort und Alltag Offener Jugendarbeit. Weinheim, Beltz Verlag 1991.
- Beck-Gernsheim, E. Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München: Beck, 1998
- Böhnisch, Lotar: Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim; München: Juventa Verlag, 1997
- Böhnisch, Lothar; Funk, Heide u.a.: Ländliche Lebenswelten. Fallstudien zu Landjugend. Verlag Deutsches Jugendinstitut, München 1991
- Böhnisch, Lothar; Winter, Reinhard: Pädagogische Landnahme. Einführung in die Jugendarbeit des ländlichen Raums. Juventa, Weinheim und München 1990.
- Brehmer, I. (Hgin.): Sexismus in der Schule; Weinheim, 1982
- Büchner, P. u.a. Teenie-Welten. Aufwachsen in drei europäischen Regionen, Opladen: Leske+Budrich, 1998
- BMFSFJ: Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland. Bonn 1998
- Bundesarbeitsgemeinschaft JAW: Positionspapier zur Mädchenarbeit in der Jugendsozialarbeit; Bonn, 1992
- Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendsozialarbeit: Jugend Beruf Gesellschaft 2/91; Bonn, 1991
- Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendsozialarbeit: Jugend Beruf Gesellschaft 3/92; Bonn, 1992
- Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit: Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn 1990.
- Bundestagsdrucksache 10/1007: Sachverständigenkommission, Sechster Jugendbericht: Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der BRD. Bonn-Bad Godesberg, 1984
- Damm, Diethelm: Die Praxis bedürfnisorientierter Jugendarbeit. Projekte und Anregungen. München 1980.
- Damm, Diethelm: Die Praxis bedürfnisorientierter Jugendarbeit. Projekte und Anregungen. München, Juventa Verlag 1980.
- Der Spiegel, 47/98, S.110-135
- Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage 1998. BMFSFJ, Bonn 1997
- Forum Nr. 181, Mai 1998
- Funk, Heide: Mädchen in ländlichen Regionen; München, 1993
- Funk, Heide; Winter, Reinhard. "Ehrenamtlichkeit in den Jugendverbänden". Deutsche Jugend 40.12 (1992): S. 525-535.
- Gängler, Hans: Soziale Arbeit auf dem Lande. Vergessene Lebensräume im Modernisierungsprozeß. Weinheim, Juventa Verlag 1990.
- Giesecke, Hermann: Die Jugendarbeit. 5., völlig neu bearb. Auflage, München, Juventa Verlag 1980.
- Hagemann-White, C.: Sozialisation: weiblich - männlich?; Opladen, 1984
- Heiliger, A./ Funk, H.(Hginen): Neue Aspekte der Mädchenförderung; München, 1990
- Heiliger, A./ Kuhne, T.(Hginen): Feministische Mädchenpolitik; München 1993
- Homfeldt, H.G. (Hrsg.). Erlebnispädagogik. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 1993
- Homfeldt, H.G., Schulze, J., Schenk, M., Seyl, S., Michels, Ch.: Jugendverbandsarbeit auf dem Prüfstand. Juventa, München 1995
- Homfeldt, H.G., Schenk, M. Fremdenfeindliche Gewalt. In: Doppelkopf. 1996

- Hurrelmann u.a.: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 2. Auflage, Juventa, Weinheim und München 1987.
- Janke, K./Nichues S. Echt abgedreht. Die Jugend der 90er Jahre. München: Beck, 1996
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.). Jugend'97. Zukunftsperspektiven – Gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierungen. Opladen: Leske und Budrich, 1997
- Jugendwerk der deutschen Shell: Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland, Band 1-3. Leske + Budrich, Opladen 1992.
- Klees, R. et al.: Mädchenarbeit; Weinheim, 1989
- Krafeld, F.-J. Lebenslagen im Wandel: Konsequenzen für die Jugendarbeit in: Sozialmagazin, 3/1993, S. 42-46
- Krafeld, F.-J. Cliquenorientierte Jugendarbeit. Grundlagen und Handlungsansätze. Weinheim und München: Juventa, 1992
- Krieger, W., Mikulla, J. Offene Jugendarbeit und die Krise der Moderne. Von der Bedürfnisorientierung zur Akzeptanz. Berlin: VWB, 1994
- Krüger, Heinz-Herrmann (Hrsg.): Handbuch der Jugendforschung. 2. erweiterte Auflage. Leske und Budrich, Opladen 1993.
- Landesjugendring Niedersachsen: Jugendhilfeplanung, Hannover, 1992
- Landesjugendring Niedersachsen: KJHIG Mädchenspezifisch, Hannover, 1993
- Lenz, Wolfgang. "Jugend zweitausend". Deutsche Jugend 35.3 (1987) S.109-114.
- Libreria delle Donne di Milano: Wie weibliche Freiheit entsteht; Berlin, 1990
- Maier, K.: Der Beitrag der Sozialarbeit zum Aufbau neuer Stadtteile. Freiburg, 1995
- Nörber, Martin. "Zur Situation ehrenamtlicher (Jugend-)Verbandsarbeit". Jugendwohl 73. 8-9 (1992): S. 376-389.
- Opaschowski, Horst W.: Pädagogik der Freizeit: Grundlegung für Wissenschaft und Praxis. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. 1976.
- Rauschenbach, Thomas: "Jugendverbände im Spiegel der Statistik". In: Böhnisch (Hrsg.), Lothar. Handbuch Jugendverbände. Weinheim: 1991
- Rauschenbach, Thomas: Wo geht's hin mit dem Ehrenamt? Zur Standortbestimmung eines zentralen Themas der Jugendverbandsarbeit. In: Viel Einsatz - wenig Ehre. Schriftenreihe des Deutschen Bundesjugendrings Nr.23. 1993. S.17-37.
- Richt, A.: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz; in: Schultz, D.: Macht und Sinnlichkeit; Berlin, 1983
- Savier, M./ Wildt, C.: Mädchen zwischen Anpassung und Widerstand; München, 1978
- Schäfers, B. Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland. Stuttgart: dtv, 1976/1990
- Schenk M.: Freizeit. In: Heller, K. & Nickel, H. (Hrsg.): Psychologie in der Erziehungswissenschaft, Band III, Stuttgart 1978
- Schenk u.a.: Jugendhilfeplanung im Landkreis Birkenfeld. Analyse der Jugendclubs. 1995
- Schenk, M. Musterkonzept für ein Jugendhaus. Trier 1996
- Schenk, M./Meyers, C. Kinder und Jugendliche im Großherzogtum Luxemburg. Lebenslagen, Hilfsangebote und Perspektiven. Luxembourg, 1997
- Schenk, Manfred/ Wunberg, Manfred: Jugendarbeit im Landkreis Birkenfeld: Materialien und Ergebnisse. Universität Trier. 1995.
- Scheu, U.: Wir werden nicht als Mädchen geboren - wir werden dazu gemacht; Frankfurt, 1977
- Schilling, Johannes: Planung von Ferienlagern und Freizeiten: ein Ratgeber für Gruppenleiter. München: Kösel. 1981.
- Schlapeit-Beck, D.(Hrsg.): Mädchenräume, Initiativen, Projekte, Lebensperspektiven; Hamburg, 1987
- Schuhmacher, M./ Trauernicht, G.: Mädchen in Häusern der offenen Tür; Düsseldorf, 1987

- Schulze, G. Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main; New York: Campus Verlag, 1997
- Schwarz, Gotthart: Verwaltete Jugend(t)räume: Jugendarbeit zwischen organisierter Ohnmacht und sozialem Management. München: Fachhochschule, Fachbereich 11, Sozialwesen, 1991.
- Sturzenhecker, Benedikt. "Stärken und Probleme ehrenamtlichen Engagements in der Jugendarbeit". Unsere Jugend 44.11 (1992): S. 455-464.
- Sturzenhecker, Benedikt: Ehrenamtliche fördern - konkrete Vorschläge für die Jugendarbeit. In: Unsere Jugend, 7/1993, S.277-288.
- Sturzenhecker, Benedikt: Stärken und Probleme ehrenamtlichen Engagements in der Jugendarbeit: Ergebnisse einer Untersuchung in Westfalen-Lippe. In: Unsere Jugend, 11/1992, S.455-464.
- Stüwe, Gerd; Weigel, Georg. "Weniger Jugendliche, mehr Teenies". Deutsche Jugend 40.4 (1992): S. 156-166.
- Thiersch, H. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim; München: Juventa Verlag, 1997
- Walther u. a. Neue Praxis, 3/97
- Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland. BMFSFJ, Bonn 1998
- Zentralstelle zur Förderung der Mädchenarbeit: Betrifft Mädchen I-93, Münster, 1993